

AGORA

21. Jahrgang - Ausgabe 2 - 2005

Magazin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

DON QUIJOTE NACH 400 JAHREN – DER POPULÄRSTE TRÄUMER ALLER ZEITEN

Hochschullandschaft à la Bolognese

Der Bologna-Prozess bedeutet eine umfassende Reform der Studienangebote bis 2010. Bachelor und Master sollen für mehr Mobilität sorgen und bringen Hochschulen in eine stärkere Wettbewerbssituation.

► S. 13

Soziale Einrichtungen als Marke

Obwohl in sozialen Dienstleistungen erhebliche Differenzierungspotentiale stecken, können sich die Anbieter selten als Marke positionieren. Studierende unterstützen ein Unternehmen bei der Imagepflege.

► S. 19

Die Geschichte(n) der Europaflagge

Die Flagge mit den zwölf goldenen Sternen auf blauem Grund wurde vor 50 Jahren vom Europarat eingeführt. Warum man sich für dieses Symbol entschied, lässt sich heute nicht mehr eindeutig belegen.

► S. 23

Vernetztes Standortmanagement

Beim Wettbewerb um die Gunst zahlender Gäste sollte der Tourismus nicht getrennt vom Rest der regionalen Wirtschaft betrachtet und die strategische Planung nicht auf Landkreisgrenzen beschränkt werden.

► S. 27

Musikalischer Struktur auf der Spur

Die Erforschung kognitiver Vorgänge beim Hören, Erlernen und Erinnern von Musik ermöglicht Erkenntnisse weit über musikalische Fragestellungen hinaus.

► S. 32



KONFLIKTE IN INTERNATIONALEN KOOPERATIONEN BESSER LÖSEN

Anzeige

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Als Bischof Dr. Walter Mixa vor rund zehn Jahren auf den Eichstätter Bischofsstuhl berufen wurde, fand er eine besondere Diözese vor. Da gab es nicht nur die Ausdehnung bis in die Vorstädte der überwiegend evangelischen alten Reichstadt Nürnberg hinein, da gab es auch eine Katholische Universität, die einzige im gesamten deutschen Sprachraum. Diese Universität bestand auf Grund eines Konkordats, sie war auf das Zusammenwirken von Kirche und Staat angewiesen – und sie musste sich in der hoch entwickelten Hochschullandschaft Bayerns, Deutschlands und Europas behaupten.

Bischof Mixa hat von Anfang an einen Fehler nicht gemacht: Er hat die KU nie als Last, als ein „Das auch noch!“ empfunden, sondern als ein Positivum, das seine Diözese auszeichnet. Nie, wirklich nie hat Bischof Mixa bei den Sitzungen des Stiftungsvorstandes gefehlt, in dem die Materialien und Entscheidungen des Stiftungsrates vorbereitet wurden, der höchsten für die Universität zuständigen Gremieninstanz unseres kirchlichen Trägers. Und viele Initiativen, die das Profil dieser Universität deutlicher zeichnen halfen, tragen seine Handschrift. In Auswahl: eine spezielle Universitätsstiftung unseres generösen Domkapitels, die uns den menschlichen, fördernden Umgang mit unseren Nachwuchswissenschaftlern ermöglicht; ein Collegium Orientale mit dem entsprechenden ostkirchenkundlichen Studien-

gang unserer Theologischen Fakultät; ein Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft.

Niemals hatten die Gremienvertreter, die Mitglieder der Universität insgesamt und der Hochschulleitung im Besonderen den Eindruck, dass sie Adressaten von Anweisungen sein könnten, dass Entscheidungen hinter hermetisch verschlossenen Türen fielen. Bischof Mixa hat diese Universität auch verteidigt – mit Liebenswürdigkeit, mit Leidenschaft, mit Entschiedenheit. Das hatten wir in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit bitter nötig, ja wir werden es noch einige Zeit bitter nötig haben. Gerade in einer Phase des hochschulpolitischen Umbruchs, in der man Kreativität und Verzicht in einem Atem nennt, gerät eine kleine Universität an ihre Grenzen. In dieser Situation hat Mixa manche, die zögerten, manche, die zweifelten, vom Lebenswillen, der Qualität und der Bedeutung dieser besonderen, dieser in vielem alternativen Hochschule überzeugt.

Seine Berufung nach Augsburg erfüllt uns zwar mit Stolz, aber auch mit innerer Spannung. Mit dem Dank an Bischof Mixa verbinden wir aber das feste Vertrauen, dass er auch in seiner neuen Diözese unser Freund und Förderer bleiben wird.

Prof. Dr. Ruprecht Wimmer



NACHRICHTEN

5

LEHRE

- Technisches Zeichnen am PC lernen** 11
Rechnergestütztes Lernen eröffnet Alternativen zur Präsenzlehre
- Hochschullandschaft à la Bolognese** 13
Zur Reform der Studienangebote durch den Bologna-Prozess
- Antike Geschichte am Nil erleben** 15
Auf den Spuren antiker Reisender im Land der Pharaonen
- Homepage statt Hausarbeit** 17
Wie Studierende neben Bildungs-, auch Handlungswissen erlangen
- Soziale Einrichtungen als Marke** 19
Praktische Unterstützung bei der Imagepflege eines Unternehmens
- Sprachkurse steuerlich absetzen** 21
Neue Rechtsprechung und ihre Folgen bei der Steuererklärung

FORSCHUNG

- Die Geschichte(n) der Europaflagge** 23
Warum fiel die Entscheidung für zwölf Sterne auf blauem Grund?
- TITELTHEMA**
- Don Quijote nach 400 Jahren –
Der populärste Träumer aller Zeiten** 24
Ein Ritter von trauriger Gestalt beflügelt die Phantasie der Leser
- Vernetztes Standortmanagement** 27
Tourismus nicht getrennt von der regionalen Wirtschaft betrachten
- Konflikte in Erfolge verwandeln** 30
Streitkultur in internationalen Kooperationen
- Musikalischer Struktur auf der Spur** 32
Forschung zu kognitiven Vorgängen beim Erlernen von Musik
- Humanität statt Sozialromantik** 34
Der Kampf des Malers Giuseppe Pellizza um sein Hauptwerk

BÜCHER & PERSONEN 37

AGORA ist das Magazin der KU und erscheint ein Mal pro Semester. Sie kann kostenlos bezogen werden.

Herausgeber
Der Präsident der Katholischen Universität,
Prof. Dr. Ruprecht Wimmer

Redaktion & Layout
Constantin Schulte Strathaus, Presse- und Öffentlichkeitsreferat der KU,
85071 Eichstätt,
Telefon 08421/93-1594 oder -1248,
Fax: 08421/93-1788
Mail: pressestelle@ku-eichstaett.de
Internet: www.ku-eichstaett.de

Druck
Druckhaus Kastner, Wolnzach,
gedruckt auf Recyclingpapier
Auflage: 7.000

Mit Namen gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Der Nachdruck von Beiträgen ist mit Quellenangabe gestattet. Belegexemplar erbeten.
ISSN 0177-9265

Leserbriefe
Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich vor, diese gekürzt zu veröffentlichen.

Festakt zum Abschied von Bischof Dr. Walter Mixa

Mit einem Festakt in der Aula der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt bedankten sich Ende September die Diözese Eichstätt und Vertreter des öffentlichen Lebens bei Bischof Dr. Walter Mixa, der nach neunzehn Jahren auf dem Stuhl des heiligen Willibald zum 1. Oktober nach Augsburg berufen worden ist. Neben seinen Aufgaben als Bischof von Eichstätt und Katholischer Militärbischof war Mixa auch Magnus Cancellarius der KU sowie Vorsitzender des Stiftungsrates der Stiftung Katholische Universität Eichstätt. „Sie waren präsent mit der Kraft ihrer ausstrahlenden und den Menschen zugewandten Persönlichkeit, mit ihrer Dialogfähigkeit und mit der Überzeugungskraft ihrer klaren theologischen und pastoralen Positionen“, sagte Dompfropst Johann Limbacher (links im Bild), der für die Zeit der Sedisvakanz zum Diözesanadministrator gewählt wurde und damit neuer Magnus Cancellarius der KU ist.

Bischof Dr. Walter Mixa habe sich – wie sein Vorgänger Erzbischof em. Karl Braun – mit der Katholischen Universität identifiziert, sagte KU-



Präsident Prof. Dr. Ruprecht Wimmer. Viele Initiativen, die das Profil dieser Hochschule deutlicher zeichnen halfen, trugen die Handschrift Mixas. Der Bischof habe es verstanden, mit der Hochschule und ihren Vertretern den Dialog zu führen und dabei eine Atmosphäre der Freiheit und Offenheit geschaffen.

Bereits zuvor hatte zum Abschluss eines Pontifikalgottesdienstes im Eichstätter Dom der Bam-

berger Erzbischof Ludwig Schick als zuständiger Metropolitanbischof und im Namen der Freisinger Bischofskonferenz das Wirken Mixas als Bischof gewürdigt. Mixa habe die Diözese wie ein guter Steuermann durch manchmal auch unruhige Gewässer geleitet. Die Feier endete mit einem Fest im Hofgarten, das viele Gläubige zu einem persönlichen Abschied von Mixa nutzten.

-css/pde-

Prof. Dr. Heinz Lampert neuer Ehrendoktor der KU

Prof. Dr. Heinz Lampert ist mit der Ehrendoktorwürde der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt ausgezeichnet worden. Nach Professor Eduard Gaugler und Professor Richard Köhler ist Lampert der dritte Ehrendoktor der Fakultät. Er war bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1995 Professor für Volkswirtschaftslehre (insbesondere Wirtschafts- und Sozialpolitik) an der Universität Augsburg, für die er von 1974 bis 1977 zudem als Vizepräsidenten tätig war. In den letzten Jahrzehnten hat der gebürtige Nürnberger die wissenschaftliche Sozialpolitik wesentlich mitgeprägt. Im Mittelpunkt seiner Forschung standen und stehen die Gestaltung der Wirtschafts- und Sozialordnung in Deutschland und Europa. Lampert war in einer Reihe von wissenschaftlichen Kommissionen und Beiräten für die Bundesministerien für Arbeit



und für Familie sowie für die Deutsche Bischofskonferenz tätig. Papst Johannes Paul II. ernannte ihn 2004 zum „Ritter des Ordens vom heiligen Papst Silverster“.

In der Gründungsphase der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät stellte Lampert für deren Struktur-

beirat Gutachten zum Grundstudium der Volkswirtschaftslehre und zur Struktur der Lehrstühle aus Sicht der Volkswirtschaftslehre. Außerdem war er Mitglied der Berufungskommission, die die ersten Lehrstühle an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät besetzte.

In seiner Laudatio würdigte Prof. Dr. Gerhard Kleinhenz (Ordinarius für Volkswirtschaftslehre, Universität Passau) Lampert als einen der bundesweit führenden Sozialpolitikwissenschaftler. Zudem habe er als Betreuer des wissenschaftlichen Nachwuchses viel Mühe und Arbeit bei der Entwicklung verborgener Potenziale auf sich genommen. Deutsche Hochschulen seien nur dann Schulen für Eliten, wenn sie immer auch solch in sich abgerundeten Lebenswerke und Wissenschaftlerpersönlichkeiten wie Lampert hervorbringen würden.

RÜCKBLICK

DEUTSCH-JAPANISCHES TREFFEN VON WIRTSCHAFTSHISTORIKERN AN KU

Im September trafen sich erstmals deutsche und japanische Wirtschaftshistoriker an der KU, um über die jeweiligen rechtlichen, politischen, ethischen und religiösen Rahmenbedingungen wirtschaftlicher Entwicklung zu diskutieren. Arbeitstreffen der Historiker fanden zuvor bereits in Berlin und Kobe statt.

6. EICHSTÄTTER KONTAKTSTUDIUM

Bereits zum sechsten Mal veranstalteten Historiker der KU im Oktober das Eichstätter Kontaktstudium, bei dem über 50 Geschichtslehrerinnen und -lehrer aller Schularten Anregungen für die Gestaltung ihres Unterrichts sammeln konnten. Das Thema lautete heuer „Alle Jahre wieder – Standardthemen der Lehrpläne anders akzentuiert“

NEUE DEKANINEN UND DEKANE

Zum 1. Oktober haben acht Dekaninnen und Dekane ihr Amt an der Spitze ihrer Fakultäten angetreten. In den kommenden zwei Jahren wird die Theologische Fakultät von Prof. Dr. Christoph Böttigheimer geleitet werden, die Philosophisch-Pädagogische Fakultät von Prof. Dr. Klaudia Schultheis. Dekan der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät ist Prof. Dr. Hermann Josef Schnackertz, die Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät vertritt Prof. Dr. Joachim Detjen. Den mathematisch-geographischen Fachbereich leitet Prof. Dr. Jörg Desel, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät wurde Prof. Dr. Max Ringlstetter. Der Fachbereichsrat der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit wählte Prof. Dr. Barbara Staudigl zur Dekanin, Prof. Dr. Ulrich Bartosch wird für weitere zwei Jahre als Dekan der Fakultät für Soziale Arbeit tätig sein.

MALECKE IN MENSA

Eine Kinder-Malecke haben Studierende der KU im Rahmen des „Audit Familiengerechte Hochschule“ in der Uni-Mensa eingerichtet. Maltisch, Stifte und Farben wurden aus dem

Schieren neuer Vizepräsident der KU



SCHULTE STRATHAUS

Prof. Dr. Stefan Schieren ist vom erweiterten Senat zum neuen Vizepräsidenten der KU gewählt worden. Der 41jährige Politikwissenschaftler folgt Prof. Dr. Helmut Fischer, Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft, dessen Amtszeit zum 31. Mai endete. Seit August 2003 ist Schieren Professor für Politikwissenschaft an der Fakultät für Soziale Arbeit und seit Januar dieses Jahres Privatdozent an der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät.

„Mit der Wahl von Professor Schieren hat der erweiterte Senat ei-

ne kluge und richtungsweisende Entscheidung getroffen“, sagte KU-Präsident Professor Ruprecht Wimmer. Schieren gehöre der jüngeren akademischen Generation an und werde als Mitglied zweier

Fakultäten anstehende strukturelle Erfordernisse erfolgreich mitgestalten sowie die Kooperation zwischen Universitäts- und Fachhochschulfakultäten auf eine neue Basis stellen. „Ich sehe meine Hauptaufgaben in der Umstellung auf die neuen Studiengänge und in der weiteren Verbesserung der Lehre, damit meine Universität international konkurrenzfähig bleibt. In diesem Sinne verstehe ich die Hochschulleitung auch als Quasi-Geschäftsführung eines Forschungs- und Bildungsdienstleisters“, erklärte Professor Schieren.

Zweite Bewerbungsrunde für Journalistik

Der Journalistik-Studiengang der KU vergibt im nächsten Jahr zum zweiten Mal 25 Studienplätze in einem dreistufigen Auswahlverfahren, das den Numerus Clausus als einzig entscheidendes Zulassungskriterium ersetzt hat. Für das Sommersemester 2006 kann sich jeder bewerben, der über die allgemeine Hochschulreife verfügt und bis zum Studienantritt im April schon mindestens sechs Monate Praktikumserfahrung in den Medien gesammelt hat. Bis zum 15. Januar 2006 müssen die Bewerbungsunterlagen und zwei journalistische Arbeitsproben bei der Studentenzkanzlei der KU vorliegen. Fünfzig Kandidaten werden daraufhin dazu eingeladen werden, Mitte Februar an einem Auswahlverfahren mit Praxistest, Wissenstest und persönlichem Gespräch teilzunehmen. Der Diplomstudiengang Journalistik an der KU bietet eine hochmoderne

Ausstattung, eine breite Praxisausbildung und durch die Zulassungsbeschränkung auf nur 25 Studierende pro Jahr ein hervorragendes Betreuungsverhältnis. Die Studierenden erwartet eine intensive und breite journalistische Praxisausbildung kombiniert mit einem grundlegenden Fachstudium aus den Bereichen Politik, Kultur oder Wirtschaft.

Die Bewerbungsunterlagen können bei der Studentenzkanzlei der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, 85071 Eichstätt, angefordert oder auf deren Webseite heruntergeladen werden. Mehr Informationen zum Journalistikstudium in Eichstätt und zum Bewerbungsverfahren finden Sie auf der Webseite des Studiengangs unter

www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/SLF/jour

Masterstudiengang für Führungskräfte der Immobilienwirtschaft



SCHULTE STRATHAUS

Im Rahmen einer feierlichen Eröffnungsveranstaltung hat sich der neue berufsbegleitende Masterstudiengang „Integrierte Standort- und Projektentwicklung“ (ISP) der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt vorgestellt. Als bundesweit einziger Studiengang verbindet er für den Bereich Immobilienpro-

jekt- und Stadtentwicklung die Disziplinen Technik, Architektur, Ökologie, Recht und Ökonomie und schließt damit eine Lücke im Aus- und Weiterbildungsbereich.

Als Festredner befasste sich Professor Norbert Walter, Chefvolkswirts der Deutschen Bank Gruppe, mit dem Thema „Nachhaltigkeit – eine Grundfrage für Wachstum in der Immobilienbranche“. Dabei erläuterte Walter, wie ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit der Immobilienwirtschaft und der gesamten Gesellschaft zu neuem Wachstum verhelfen könnten. So forderte er, die Immobilienbestände der öffentlichen Hand zu verkleinern bzw. effizienter zu nutzen, um die Staatsverschuldung zu reduzieren und Nachhaltigkeit im Sinne von Generationengerechtigkeit zu steigern. Daraus leitete Professor Walter Empfehlungen an Studierende ab, die mit

der steigenden Komplexität und der fächerübergreifenden Kooperation in der Immobilienwirtschaft umgehen müssten.

Rund 20 ausgewählte Studenten sollen im Rahmen des ISP-Studiengangs lernen, wie man Führungsaufgaben speziell in der Immobilienwirtschaft gerecht wird. Das Studium mit dem Abschluss Master of Business Administration (MBA) dauert zwei Jahre und findet berufsbegleitend freitagnachmittags und samstags statt. Bewerber müssen einen Hochschulabschluss und einschlägige Berufserfahrung vorweisen.

Die Veranstaltungen des ISP-Studiengangs starten voraussichtlich im Januar nächsten Jahres, die Anmeldung läuft bereits. Weitere Informationen finden sich auf der ISP-Homepage unter

[www.ku-eichstaett.de/
Fakultaeten/WWF/mba/isp.mba](http://www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/WWF/mba/isp.mba)

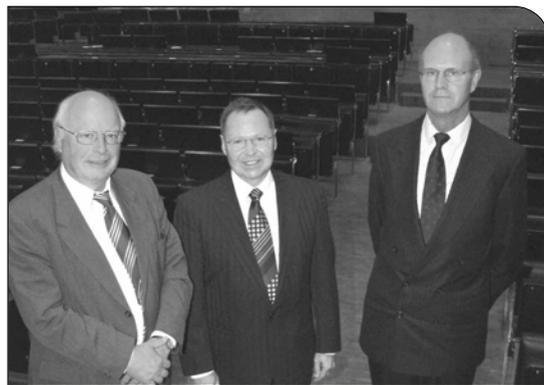
Universitätsrechenzentrum feiert 20-jähriges Bestehen

So selbstverständlich wie der Strom aus der Steckdose erscheint es wahrscheinlich den meisten Angehörigen der KU, dass sie einen funktionierenden Computer in ihrem Büro vorfinden, im elektronischen Bibliothekskatalog recherchieren können oder ihr Forschungsprojekt dank einer speziellen Software schneller voran bringen. „Dahinter steckt jedoch harte Arbeit, für die wir unserem Rechenzentrum sehr verbunden und dankbar sind“, sagte KU-Vizepräsident Prof. Dr. Stefan Schieren anlässlich des Festkolloquiums zum 20-jährigen Bestehen des Rechenzentrums Anfang Oktober. Zwar können die Rechenzentren anderer Hochschulen auf eine mehr als doppelt so lange Geschichte zurückblicken, jedoch musste Dr. Wolfgang Slaby (2.v.l.) – von Beginn an Leiter des Rechenzentrums – dadurch nicht auf eine bereits bestehende Infrastruktur Rücksicht nehmen: „Wir hatten die Gnade der späten Geburt“, sagte er rückblickend.

Dass die Mitarbeiter eines Rechenzentrums an einer überwiegend geisteswissenschaftlichen Hoch-

schule besonderes Spitzengefühl benötigen, skizzierte in seinem Festvortrag Prof. Dr. Manfred Claus (rechts im Bild), der von 1984 bis 1987 in Eichstätt den Lehrstuhl für Alte Geschichte inne hatte und mittlerweile an der Universität Frankfurt tätig ist. „Geisteswissenschaftler erfordern ein anderes Verständnis als beispielsweise ein technisch versierter Physiker“, sagte Claus. Es gehe darum, zu spüren, was das Ziel eines Wissenschaftlers sei und wie das Rechenzentrum ihn auf dem Weg dorthin unterstützen könne. „Es sollte so sein wie in Eichstätt.“

Als erfolgskritischen Wettbewerbsfaktor bezeichnete Prof. Dr. Heinz-Gerd Hegering (links im Bild), Direktor des Leibniz-Rechenzentrums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Lehrstuhl-



SCHULTE STRATHAUS

inhaber für Informatik an der LMU, die Informationstechnologie einer Hochschule. „Die IT-Strategie der Universität muss Chefsache sein“, forderte Hegering. Es bedürfe eines umfassenden Organisationskonzeptes für die digitale Informationsversorgung in Forschung, Lehre und Verwaltung.

Auch wenn Prognosen für die zukünftige Entwicklung schwierig seien, stehe – so Slaby – doch eines fest: „An interessanten Herausforderungen und jeder Menge Arbeit wird es dem Rechenzentrum auch in den nächsten 20 Jahren nicht mangeln!“

Neue Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte



SCHULTE STRATHAUS

Die vergleichende Analyse der institutionellen Formen klösterlichen Lebens, wie sie sich in den Jahrhunderten zwischen Antike und früher Neuzeit herausgebildet und weiterentwickelt haben, ist das Anliegen der neuen „Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte“ (FOVOG). Direktor der Forschungsstelle ist Prof. Dr. Gert Melville, ständiger Gastprofessor an der KU; als wissenschaftliche Geschäftsführerin fungiert Dr. Anne Müller. Melville ist Inhaber des Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte an der TU Dresden und beschäftigt sich schwerpunktmä-

ßig mit mittelalterlicher Historiographie, spätmittelalterlicher Hofkultur und vergleichender Ordensgeschichte des Mittelalter. Er ist Gründer und Sprecher des seit 1997 in Dresden angesiedelten DFG-Sonderforschungsbereichs „Institutionalität und Geschichtlichkeit“ und leitet darin das Projekt „Institutionelle Strukturen religiöser Orden“. Er folgte dem 2004 verstorbenen Prof. Dr. Rainer A. Müller als Direktor der „Akademie der Augustiner Chorherren von Windesheim“.

Die Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte will nicht nur die verschiedenen in der mittelalterlich-abendländischen Kirche hervorgebrachten Ordenszweige in vergleichenden Bezug zueinander setzen. „Anliegen ist es vielmehr, eine Ordensforschung zu betreiben, die sich – letztlich unter Einbeziehung der gesamten christlichen

Ökumene – der umfassenden gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutung des Kloster- und Ordenslebens widmet und das komplexe Beziehungsgefüge zwischen Kloster und Gesellschaft zum Schwerpunkt ihrer Untersuchungen macht“, erklärt Melville. Dabei werde im besonderen den Fragen nachgegangen, wie klösterliches Leben seit der Spätantike auf vielfältige Weise nach festen Normen und Regeln gemeinschaftlich verwirklicht wurde, wie es das Verständnis von Gemeinschaft und Zivilisation prägte und von daher einen entscheidenden Beitrag für die Ausbildung unserer kulturellen Identität leistete.

Ihre besondere Chance für eine innovative Arbeit sieht die „Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte“ im regen Austausch mit diesen Nachbardisziplinen sowie ganz besonders in einer intensiven internationalen Zusammenarbeit. Sie möchte an der Katholischen Universität in Eichstätt ein Netzwerk kooperierender Projekte aufbauen und sich selbst als eine Koordinationsstelle internationaler Ordensforschung etablieren.

Ingolstadts touristisches Potential

Die Rolle der Stadt Ingolstadt und der touristischen Hauptakteure für die Standortentwicklung in Ingolstadt und der Region stand im Zentrum einer Studie, die 15 Studierende der KU unter Leitung von Professor Harald Pechlaner, Stiftungslehrstuhl für Tourismus, im vergangenen Sommersemester erstellten. Die Studie analysierte zum einen Schnittstellen zwischen Audi, der Ingolstadt Tourismus und Kongress GmbH (ITK) und anderen touristischen Leistungsträgern in Ingolstadt und Umgebung sowie identitätsstiftende Werte der Stadt und der Region hinsichtlich einer regionalen Markenbildung. Die umfangreiche Studie beinhaltete ausführliche Interviews mit Gesprächspartnern in den Landkreisen Eichstätt, Pfaffenhofen, Kelheim, Weißenburg / Gunzenhausen, Neuburg/Schrobenhausen und in Ingolstadt selbst. Zudem wurde eine

Online-Erhebung bei tourismustreibenden und tourismuspolitischen Verantwortlichen flächendeckend durchgeführt. Im Mittelpunkt der Fragestellungen standen die Bereiche Information/Buchung, Produktentwicklung und Umsetzung, Marketing, sowie Vertrieb.

Zwar sind bei den tourismuspolitischen Verantwortlichen in den Landkreisen der Region ein hohes Kooperationspotential und gute Voraussetzungen für eine gemeinsame regionale Markenbildung festgestellt worden. Die jedoch eher geringe Umsetzung dieses Potenzials resultiert laut Studie aus der nur zum Teil vorhandenen Nutzenstiftung und der Rollenverteilung einzelner Akteure innerhalb einer möglichen touristischen Kooperation. „Die Ergebnisse des Projektes sollen als Grundlage für weiterführende Arbeiten“, erklärt Professor Pechlaner.

Journalistik-Absolventen starten Mentorenprogramm

Der Verein „Absolventen der Eichstätter Journalistik“ (AEJ) hat ein Mentorenprogramm ins Leben gerufen. Initiatoren sind Thomas Pleil (Professor für Public Relations an der FH Darmstadt und früherer Pressesprecher der KU), Thorsten Hiller (Inhaber der Kommunikationsagentur thak) und Michael Harnischmacher (wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Journalistik I). Mehrere Absolventen unterstützen nun jeweils persönlich derzeitige Journalistikstudentinnen und -studenten bei Studium, Diplomarbeit, beruflicher Orientierung und Berufseinstieg. Ziel ist dabei auch, dass die Studierenden an den Verein herangeführt und ihrerseits nach Abschluss des Studiums als Mentoren gewonnen werden.

Weitere Informationen unter www1.ku-eichstaett.de/SLF/JOUR/AEJ

Ehe und Familie zwischen christlichem Anspruch und Realität

Vor einiger Zeit sprach der Soziologe Robert Hettlage von einem „Kesseldruck der Moderne“, unter dem Familien heutzutage stünden. Sie seien eingebettet in den modernen Lebensstil und der Wunsch nach Familie und Kindern werde in Konkurrenz zu anderen Wünschen gesehen. Flexibilität scheint nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch im Privatleben wichtiger zu sein als Beständigkeit. Doch wo liegen die Gründe für die Diskrepanz zwischen dem tradierten, christlichen Bild von Ehe und Familie und der heutigen Realität? Und wie kann diese Kluft überwunden werden? Aus interdisziplinärer Perspektive will sich diesem Problemfeld das Forschungsprojekt „Christentum und Familienkultur“ des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) in den kommenden fünf Jahren widmen.

„Wir zielen damit auf ein Grundproblem unserer Gesellschaft und zugleich auf eine zentrale Herausfor-

derung für die Kirche“, erklärt Prof. Dr. Bernhard Sutor, Direktor des ZFG. So habe der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz auf der letzten Fuldaer Tagung dazu aufgefordert, auch mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse nach Ursachen für die Schwächen und Gefährdungen unserer Gesellschaft sowie der Erosion ihrer tragenden Institutionen zu fragen. „Einem Institut für Ehe und Familie an einer Katholischen Universität steht es also gut an, sich auf solche Grundfragen einzulassen“, sagt Sutor.

Im Rahmen eines Forschungskolloquiums, an dem neben Wissenschaftlern der KU auch externe Forscher und ein Vertreter der Kommission für Ehe und Familie der Deutschen Bischofskonferenz teilnahmen, wurden nun inhaltliche Details des umfassenden Themenkomplexes sowie methodische Erfordernisse und Schwierigkeiten diskutiert.

Das Spektrum des Themas umfasst neben der (Pastoral-)Theolo-

gie, katholischer Soziallehre oder Pädagogik beispielsweise auch die Wirtschaftswissenschaften, Politologie, Soziologie oder Medienwissenschaften: „Es gilt mitunter auch zu klären, welche Familienbilder über Medien verbreitet werden. Zudem lassen sich bereits vorhandene soziologische Erhebungen bezüglich ihrer Aussagen zur Bedeutung von Familie analysieren“, erläutert Professor Sutor.

Neben einer Bestandsaufnahme und wissenschaftlicher Forschung sei es ein Anliegen des Projektes, durch konkrete Vorschläge zur Verringerung der Diskrepanz zwischen dem Anspruch von Ehe und Familie und der alltäglichen Realität beizutragen. Bis Ende des Jahres sollen nun die Ergebnisse des Forschungskolloquiums genutzt werden, um den vorliegenden Entwurf des Projektes – das von einem privaten Mäzen finanziell ermöglicht wird – zu überarbeiten, damit die praktische Forschungsarbeit beginnen kann.

Masterstudiengang „Werteorientierte Personalführung“

Mit einem Festakt im Spiegelsaal der Eichstätter Residenz wurde der Start des bundesweit ersten berufsbegleitenden Masterstudiengangs „Werteorientierte Personalführung und Organisationsentwicklung“ (Master of Ethical Management, MeM), der von der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit angeboten wird, gefeiert. Festredner war der Philosoph, Theologe und Manager Ulrich Hemel.

Der Fokus des neuen Studiengangs liegt auf der Professionalisierung der Personal- und Organisationsentwicklung bei gleichzeitiger ethischer Reflexion der eigenen Führungsaufgabe. Sowohl für den Manager eines großen Konzerns als auch den Leiter einer karitativen Einrichtung stellen sich täglich sowohl menschliche als auch betriebswirtschaftliche Fragen. Absolventen des Masterstudiengangs sollen lernen, wie sich die Ressource Mensch sinnstiftend, menschengerecht und doch effizienzorientiert erschließen

lässt, um Kompetenzen der Mitarbeiter für die eigene Institution fruchtbar zu machen.

Zielgruppe des Studiengangs sind angehende oder erfahrene Führungskräfte im mittleren Management von Unternehmen, kirchlichen und weltlichen Institutionen sowie aus dem Öffentlichen Dienst. Schon für den ersten Jahrgang des MeM hatten die Studienleiter die positive Qual der Wahl, da sich um die 25 Studienplätze – die Hälfte ist für Frauen reserviert – wesentlich mehr Interessenten beworben hatten. Das Studium wird mit dem Titel „Master of Arts (M.A.)“ abgeschlossen, die Veranstaltungen finden in Wochenendblöcken und Intensivwochen verteilt



SCHULE STRATHAUS

über vier Semester statt. Pro Studienjahr betragen die Gebühren 2950 Euro; Voraussetzung für die Zulassung sind ein abgeschlossenes Hochschul- bzw. Fachhochschulstudium, fünf Jahre Berufserfahrung und die erfolgreiche Teilnahme an einem Auswahlgespräch.

Weitere Informationen zum Studiengang finden sich unter

www.ku-eichstaett.de/mem

Lateinamerikanische Partneruniversitäten besuchen ZILAS



Prof. Dr. Rosa Marina de Brito Meyer (3.v.l.) und Frau Malu Paranhos (2.v.l.) von der Päpstlichen Universität (Pontificia Universidade Católica, PUC) von Rio de Janeiro besuchten im September das Zentralinstitut für Lateinamerika-Studien (ZILAS) an der KU. Prof. Dr. Brito de Meyer leitet dort das Amt für internationale Austausch- und Studienprogramme, Frau Paranhos ist ihre Assistentin. Beim Eichstätter Treffen wurden Fragen des Studentenaustauschs und der wissenschaftlichen Kooperation erörtert. Bei einem Besuch der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät in Ingolstadt wurden der brasilianischen Delegation

zwei Praktikumsplätze bei der Audi AG für Studenten aus Rio zugesagt. An der letzten Summer School der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät nahm Professor Klözle von der PUC Rio teil. Die PUC in Rio de Janeiro wurde 1941 von Jesuiten gegründet und bietet heute zahlreiche Studiengänge in Geistes- und Naturwissenschaften an. Aus Eichstätter Perspektive sind vor allem die Masterstudiengänge in Wirtschaftswissenschaften, Business Administration, Theologie, Pädagogik, Geografie, Geschichte, Journalismus, Soziale Arbeit und Politikwissenschaft (Internationale Beziehungen) von Interesse. Für lateinamerikanische Verhältnisse handelt es sich um eine relativ kleine Universität, die gegenwärtig knapp 20.000 Studenten zählt. Der Studentenaustausch mit Brasilien und insbesondere mit der PUC Rio hat sich in den vergangenen Jahren

sehr dynamisch entwickelt, wozu auch das Angebot von Portugiesisch-Kursen an der KU beigetragen hat.

Ein weiterer Gast am ZILAS war Prof. Dr. Marc Zeise von der Universität Santiago in Chile (USACH) begrüßen. Prof. Zeise, der dort seit rund 10 Jahren im Fach Psychologie unterrichtet, nutzte seinen Aufenthalt auch, um Kontakte zu Eichstätter Kollegen zu knüpfen. Mit den Lehrstühlen für Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie sowie Schulpsychologie wurden mögliche Kooperationsprojekte erörtert. Bei der USACH handelt es sich um eine staatliche Hochschule, wo gegenwärtig rd. 18.500 Studenten eingeschrieben sind. Zeise warb für eine Intensivierung der Kontakte zwischen beiden Universitäten und insbesondere für den verstärkten Austausch von Gaststudenten. Im Rahmen der Partnerschaftsabkommen sind die Studenten der KU von den zumeist recht hohen Studiengebühren an lateinamerikanischen Hochschulen befreit. Nähere Informationen zu den genannten und weiteren lateinamerikanischen Partneruniversitäten gibt es im ZILAS.

AUSSTELLUNG „FIGURENFELD – ERFAHREN; ERINNERN

Noch bis zum 30. Dezember widmen sich zwei Ausstellungen in der Staats- und Seminarbibliothek (Hofgarten 1) und der Lithographie Werkstatt Eichstätt (Pfahlstraße 25) dem so genannten Figurenfeld. Dabei handelt es sich um ein Ensemble aus 78 überlebensgroßen Figuren des Künstlers Alois Wünsche-Mitterecker, die östlich von Eichstätt in der Juralandschaft eingebettet sind und den Schrecken von Krieg und Gewalt in Szene setzen. Drei bildende Künstler und ein Dichter haben sich mit zeitgenössischen Ausdrucksformen diesem Landschaftskunstwerk genähert.

WINTERVORTRAGSREIHE ZU „MYTHEN EUROPAS“

Nach Antike, Mittelalter und der Übergangszeit zwischen Mittelalter und Neuzeit befasst sich die diesjährige Wintervortragsreihe mit den Mythen Europas in der Renaissance. Das komplette Programm der Reihe findet sich unter www.ku-eichstaett.de/winter

JOURNALISTISCHES KOLLOQUIUM

Bereits zum 13. Mal veranstaltet der Lehrstuhl für Journalistik I heuer eine Vortragsreihe mit prominenten Journalisten, Wissenschaftler und Experten aus dem Medienbereich. Das Programm des Journalistischen Kolloquiums ist unter www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/SLF/jour einsehbar.

LEBENDIGER ADVENTSKALENDER

Vom 28.11. bis 23.12. lädt die Katholische Hochschulgemeinde montags bis freitags zu einem lebendigen Adventskalender ein. Mitglieder der Universität und Gäste bieten jeweils um 12 Uhr im Foyer vor der Aula bzw. in der Zentralbibliothek einen Impuls zur Besinnung im Advent.

VERANSTALTUNGSKALENDER

Alle öffentlichen Veranstaltungen der KU sowie Tagungen und Ausstellungen finden sich im laufend aktualisierten Veranstaltungskalender unter

Technisches Zeichnen am PC lernen

Rechnergestütztes Lernen eröffnet Alternativen zur herkömmlichen Präsenzlehre. Welchen Mehrwert bietet das so genannte E-Learning?

► Von Hans Fischer und Michael Köck

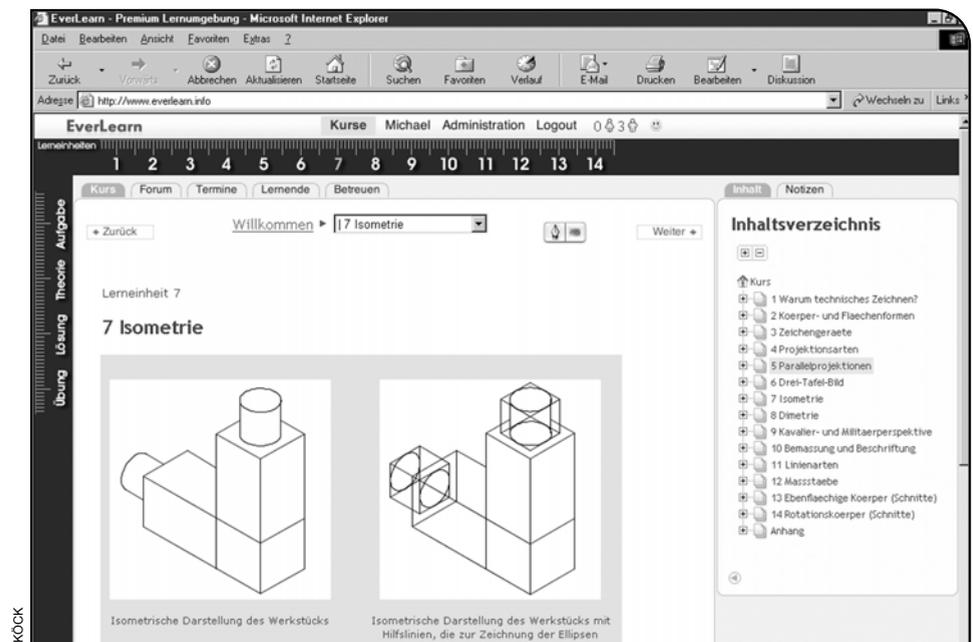
Lernen, wenn man dazu aufgelegt ist, anstatt am Montag morgen um 8.00 Uhr. Und dies nicht durch mühsames Extrahieren des Stoffes aus einer langweiligen und stoffüberladenen Monographie, sondern „interaktiv“ mit reichhaltigen Beispielen und Veranschaulichungen. Rechnergestütztes Lernen heißt das nüchtern und hat sich mittlerweile in verschiedenen Bereichen hochschulischer Lehre etabliert. Auch an der Eichstätt-Universität, die viele wegen ihrer kurzen Wege und ihrem guten Betreuungsangebot loben, werden sogenannte E-Learning-Kurse entwickelt und angeboten. Da stellt sich natürlich die Frage, welchen Mehrwert rechnergestütztes Lernen jenseits der immer wieder aufgeführten (und eingangs erwähnten) Klischees im Vergleich zu anderen Veranstaltungsformen für die Studierenden, für die Dozenten und für die gesamte Hochschule tatsächlich bringt. An dem virtuellen Kurs „Einführung in das Technische Zeichnen – Darstellende Geometrie“, der in Kooperation zwischen den Eichstätt-Fachvertretern der Didaktik der Mathematik und der Arbeitslehre in den letzten eineinhalb Jahren für die Virtuelle Hochschule Bayern (vhb) entstanden ist, lässt sich dies verdeutlichen.

Selbstgesteuertes Lernen eröffnet individuelle Zugänge zum Lernstoff

Die Vorteile der E-Learning-Angebote erscheinen auf den ersten Blick vor allem für Studierende überzeugend: Ermöglichen diese doch selbstgesteuertes, also von Orts- und Zeitvorgaben unabhängigeres Lernen. Außerdem bieten sie durch unterschiedlichste mediale Elemente individuelle Zugänge zum Lernstoff und gewähren bei entsprechender didaktischer Gestaltung auch eine Differenzierung der Inhalte oder der

Aufgabentiefe. Ein weiterer Mehrwert liegt in der Interaktivität der Angebote: Durch Eingriffsmöglichkeiten in Filme, Tonaufzeichnungen, Animationen und Simulationen können Lernhandlungen beliebig oft durchgeführt werden. Die Beschäftigung mit interaktiven Medien fördert

Veranstaltungen oder ganze Studiengänge voll virtualisiert angeboten werden. Damit lässt sich entweder der Adressatenkreis über die Hochschule hinaus vergrößern oder aber durch die Aufnahme von Fremdproduktionen das Angebot ergänzen. Mit der Virtuellen Hochschule Bayern (vhb) wurde eine gemeinsame Plattform der bayerischen Universitäten und Fachhochschulen für E-Learning-Angebote eingerichtet, auf die alle bayerischen Studenten kostenfrei zugreifen können.



das entdeckende Lernen. Ein Dialog ist aber nicht nur mit dem Computer möglich. Verschiedene Dienste, wie E-Mail oder in die Lernangebote eingebaute Foren, machen eine zeitgleiche oder zeitversetzte Kommunikation mit Kommilitonen oder Kursbetreuern möglich und unterstützen so auch kooperative studentische Arbeitsformen.

Aber auch für die Hochschulen, Fachbereiche und Dozenten ergeben sich neue Perspektiven: Präsenzphasen können durch mediale Elemente angereichert werden, die Kombination von E-Learning-Angeboten mit klassischen Lehrangeboten führt zu abwechslungsreichen kombinierten Veranstaltungsformen (blended learning). Des weiteren können einzelne

Dennoch bleibt die Akzeptanz der Lernangebote der vhb bisher hinter den Erwartungen zurück. Das mag zu einem gewissen Teil an immer noch viel zu häufigen technischen Problemen liegen, gewichtiger scheint allerdings zu sein, dass viele Studierende anscheinend nicht auf die persönliche Interaktion mit den Lehrenden verzichten wollen, wie aktuelle Nutzerbefragungen zeigen. Ein Hindernis für hohe Teilnehmerzahlen sind im Augenblick wohl auch noch die vorherrschenden, an traditionellen Veranstaltungsformen orientierten Erwartungen vieler Nutzer, die zuerst einmal „natürlichen“ Widerstand gegenüber allen ungewohnten Formen des Lernens leisten. Diese Vorbehalte können bei

Schrittweise vermittelt das Lernprogramm dem Nutzer theoretische Kenntnisse und praktische Fertigkeiten durch Animationen und interaktive Grafiken.

der Entwicklung entsprechender Lehrangebote berücksichtigt werden. Persönlicher Kontakt zwischen Lernenden und Lehrenden, wie oben beschrieben, erhöht allerdings den personellen und finanziellen Aufwand. Außerdem begibt sich der Lerner dann wieder in eine zeitliche und organisatorische Abhängigkeit.

Technische Kommunikationsprozesse basieren unter anderem auf der Erstellung und Interpretation von technischen Zeichnungen. In vielen technischen Hochschulstudiengängen gehört daher der Aufbau konstruktiv-zeichnerischer Qualifikationen zur Standardausbildung. An unserer Universität müssen sich vor allem Studierende für ein Lehramt an Realschulen im Unterrichtsfach Kunst mit Technischem Zeichnen bzw. Darstellender Geometrie beschäftigen. Eine weitere Zielgruppe für den Kurs bilden die Studierenden für das Mathematik-Lehramt an Haupt- oder Realschulen.

Brückenschlag zwischen Technischem Zeichnen und Darstellender Geometrie

Zwar gibt es im Technischen Zeichnen unterschiedliche fachbezogene Ausprägungen, dennoch lässt sich ein fundamentaler Kern von geometrischen Grundlagen, Grundkonstruktionen, Zeichnungsnormen sowie zeichnerischen Fertigkeiten identifizieren. Dieser Kern soll mit dem erwähnten Kurs vermittelt werden. Bei näherer didaktischer Betrachtung dieses Kerns wird die Zweckmäßigkeit der Entwicklung eines solchen Lehrangebots aus zwei Fachperspektiven deutlich: Zeigt sich doch einerseits, dass bei klassischen Kursen zum Technischen Zeichnen hauptsächlich Zeichennormen und -fertigkeiten, kaum aber die zugehörigen geometrische Grundlagen eine Rolle spielen. In ähnlicher Weise bietet sich die Darstellende Geometrie dem Lerner häufig als beziehungsloser mathematischer Teilbereich an.

Die thematische Festlegung auf einen interdisziplinären Kurs versucht nun eine Brücke zu schlagen zwischen Lernprozessen im Technischen Zeichnen und der Darstellenden Geometrie. Zudem wurde Wert auf die Veranschaulichung raumge-

ometrischer Zusammenhänge und konstruktiver Vorgehensweisen durch Animationen und interaktive Graphiken gelegt. Als ein wesentliches Hilfsmittel stand in diesem Bereich das an unserer Universität durch Prof. Dr. René Grothmann (Angewandte Mathematik) entwickelte dynamische Geometriesystem „Zirkel und Lineal“ (Z.u.L.) zur Verfügung, bei dem sich um ein Java-basiertes Freeware-Programm handelt.

Der Kurs entspricht dem studentischen Arbeitsumfang einer traditionellen dreistündigen Lehrveranstaltung. Als Grundlage seiner 14 überwiegend aufeinander aufbauenden Lerneinheiten dienen Zeichenaufgaben, die vom Nutzer mit Bleistift und Papier ausgeführt werden sollen. Dabei weisen die Einheiten eine innere Strukturierung auf, die sich vorrangig an der Logik der unter dem Menüpunkt „Aufgabe“ angebotenen exemplarischen Zeichenaufgabe orientiert. Die zur Lösung der Zeichenaufgabe erforderlichen theoretischen oder konstruktiv-geometrischen Kenntnisse können unter dem Menüpunkt „Theorie“ mit verschiedenen medialen Repräsentationsformen und interaktiven Elementen erarbeitet werden. Eine schrittweise Lösung der zeichnerischen Aufgabenstellung ersetzt den Zeichnungsaufbau des Dozenten an der Tafel in der klassischen Präsenzlehre. Eine weitere Aufgabenstellung lädt schließlich zu einer Vertiefung der zeichnerischen Fertigkeiten und zu einer Festigung der geometrischen Zusammenhänge ein. Die von den Studierenden erstellten Zeichnungen aus dem Menüpunkt „Übung“ werden bei den Kursleitern eingereicht, dort korrigiert, kommentiert und dann zurückgeschickt.

Beide Kursautoren entwickelten nicht nur die Konzepte, sondern erstellten auch sämtliche Texte und mediale Elemente selbst. Nur für die Überarbeitung der Medien und die Einstellung der Kursinhalte in das gewählte Lernmanagementsystem (everlearn) wurden eine Technikerin und studentische Hilfskräfte benötigt. Auch wenn die letztendlichen Kosten für dieses Personal und für einige Sachmittel in Höhe von ca. 34.000 EUR, die von der vhb getra-

gen wurden, am untersten Ende des für solche Kurse üblichen Aufwandes anzusiedeln sind, so geben sie doch einen Eindruck von den erheblichen finanziellen Belastungen, die bei der Entwicklung virtueller Kurse derzeit noch anfallen. Zieht man in Betracht, dass für eine dreistündige Lehrveranstaltung ein Lehrbeauftragter etwa 1500 EUR pro Semester erhält, so könnten für die 34000 EUR deutlich mehr als 20 traditionelle Kurse im Technischen Zeichnen abgehalten werden. Bei diesem Vergleich ist aber noch nicht die zeitliche und damit mittelbar auch finanzielle Belastung berücksichtigt, die im aktuellen Falle aus der „nebenberuflichen“ Tätigkeit der Kursautoren mit einem Äquivalent von insgesamt 6 Monaten Vollzeitarbeit entspringt.

Kursentwicklung ermöglicht Forschung zur Wissensverarbeitung mit neuen Medien

Dennoch sollte man nicht die Kostenseite ausschließlich bezogen auf den kurzfristigen finanziellen Mehraufwand beurteilen. Jede Kursentwicklung eröffnet auch immer neue Forschungspotentiale: Die Weiterentwicklung von Lernmanagementsystemen wird vorangetrieben; es werden neue Veranschaulichungsformen erarbeitet und ihre Wirkung auf den Lernprozess lässt sich erforschen. Außerdem ergeben sich vielfältige Gelegenheiten zur empirischen Untersuchung des Wissenserwerbs und der Wissensverbreitung auf der Basis neuer Informationstechnologien.

In unserem Falle lag ein Schwerpunkt in der Erstellung interaktiver Graphiken (mit animativem und simulativem Charakter), um einerseits raumgeometrische Grundlagen, andererseits zeichnerische Abläufe besser vermitteln zu können. Die Nutzung dieser, bislang in Umfang wie inhaltlicher Konzentration so nicht vorhandenen Lernelemente ist auch weit über unseren Kurs hinaus, z.B. im Geometrieunterricht der Realschule oder des Gymnasiums möglich. Wie Rückmeldungen seitens der Studierenden zeigen, stellt die Art des selbständigen Lernens in virtuellen Umgebungen durchaus neue Anforderungen, eröffnet aber auch Freiräume und Lernchancen.

Hochschullandschaft à la Bolognese

Der Bologna-Prozess bedeutet eine umfassende Reform der Studienangebote bis 2010. Bachelor und Master sollen für mehr Mobilität der Studierenden sorgen und bringen Hochschulen in eine stärkere Wettbewerbssituation.

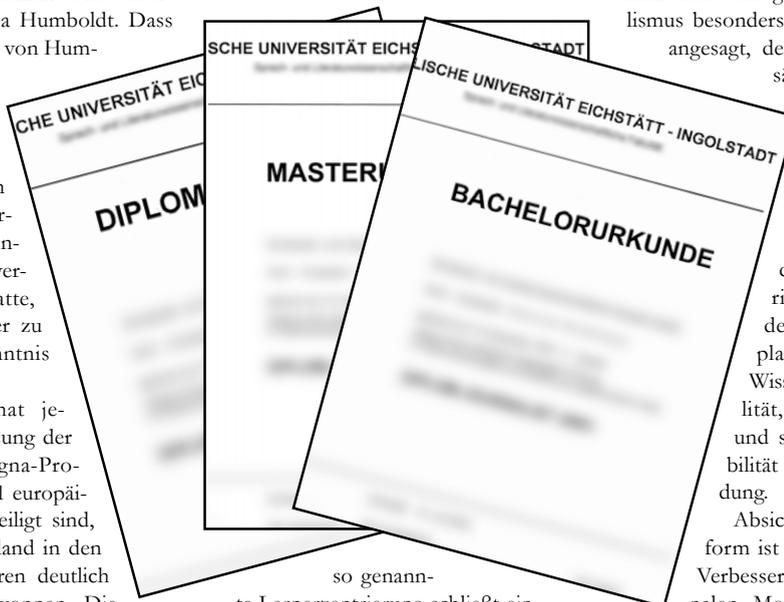
► Von Martin Groos

1999 bemerkte es noch niemand so richtig, was die Bildungsminister in Bologna beschlossen hatten. An den deutschen Universitäten schlief man den Schlaf der konkurrenzlos Gerechten. Und die, die es gemerkt haben, nahmen es nicht ernst. Mobilität Studierender in ganz Europa, einheitliche Abschlusstrukturen, Wettbewerb mit der angelsächsischen Welt? Lächerlich. Und außerdem haben wir ja Humboldt. Dass sich Deutschland von Humboldt schon mit der Einführung der Massenuniversitäten in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gründlich verabschiedet hatte, wird noch immer zu wenig zur Kenntnis genommen.

Mittlerweile hat jedoch die Umsetzung der Ziele des Bologna-Prozesses, an dem 41 europäische Staaten beteiligt sind, auch in Deutschland in den letzten zwei Jahren deutlich an Dynamik gewonnen. Die bisher bekannten Abschlüsse werden bis 2010 durch eine zweistufige Studienstruktur mit Bachelor und Master ersetzt, so dass eine Immatrikulation in traditionelle Studiengänge dann grundsätzlich ausgeschlossen sein wird. Dies steht auch im Entwurf für das neue Bayerische Hochschulgesetz.

Es ist zu beobachten, dass Hochschulen in der Regel ihr gesamtes Studienangebot neu konzipieren. Die Studienangebote werden dabei auf neue Anforderungen aus Wirtschaft und Wissenschaft ausgerich-

tet. Die Einführung eines Leistungspunktesystems mit studienbegleitenden Prüfungen führt zu einem Wechsel der Perspektive: Stand bisher der Lehrende mit seiner Lehrbelastung (SWS) im Vordergrund der Betrachtung, so ist es jetzt der Lernende und die Studierbarkeit des Studiengangs. Kreditpunkte drücken die Arbeitsbelastung des Studierenden aus, um bestimmte Lernziele (Kompetenzen) zu erreichen. Diese



so genannte Lernerzentrierung schließt ein, dass die zeitliche Studierbarkeit der Studiengänge systematisch überprüft wird. Zielsetzungen der Hochschulen sollten laut Hochschulrektorenkonferenz sein: Einbindung aller Akteure bei den Entwicklungen an den Hochschulen; Erhöhung der Transparenz des Studienangebots; Förderung der Mobilität; Internationalisierung des Hochschulstudiums; Flexibilisierung der Ausbildungswege; Profilbildung der Hochschule entlang ihrer Stärken; Verringerung der Studiendauer und der Abbrecherquoten; Akkreditierung und

Qualitätssicherung der Studiengänge Die deutschen Hochschulen bieten im Sommersemester 2005 bereits 1.453 Bachelor-/Bakkalaureus- und 1.481 Master-/Magisterstudienmöglichkeiten an. Damit machen die neuen Studiengänge bereits 26 Prozent des Studienangebots an deutschen Hochschulen aus.

Hochschulleitung und Senat der KU haben beschlossen, dass bis zum Wintersemester 2007/08 die Umstellung geschafft sein soll. Ein Bologna Arbeitskreis koordiniert seitdem die Aktivitäten und berät die Hochschulleitung, die dann ihre Vorschläge dem Senat, dem Hochschulrat, der Stiftung und dem Ministerium vorlegen wird. Personalkapazität für die Umstellung steht nicht zur Verfügung, also ist Idealismus besonders in den Fakultäten angesagt, denn dort muss zusätz-

lich zur akademischen Kreativität ein Großteil der zusätzlichen administrativen Arbeit geschultert werden. Die Leitkriterien, die sich aus dem Entwicklungsplan ergeben, sind: Wissenschaftliche Qualität, Internationalität und sinnvolle Kompatibilität mit der Lehrerbildung.

Absicht der Bologna Reform ist unter anderem die Verbesserung der internationalen Mobilität. Dies wird gerade in Deutschland von vielen Fakultäten übersehen. Auf diesem Gebiet hat Eichstätt mit seinen neuen Rahmenordnungen einen ersten Anerkennungserfolg erzielt: Der DAAD wird die mobilitätsfördernden Maßnahmen (Auslandssemester für fast alle Studierenden, Regelstudienzeitverlängerung bei einjährigem Auslandsstudium) bei einem europäischen Expertentreffen vorstellen.

Neben der Internationalität sind eine Erhöhung der Anziehungskraft für außereuropäische mobile inter-

nationale Studierende und – in vielen Ländern – eine Verkürzung der Studienzeiten Ziel der Reform. In Deutschland sollen, so der politische Wille, nach dem Bachelor von zumeist 3 Jahren Dauer die meisten Absolventen auf den Arbeitsmarkt. Masterstudiengänge sollen daher den Besten vorbehalten bleiben. Dies reduziert die Studierendenzahlen, und zwar besonders im „wissenschaftlichen“ Bereich, der in etwa dem heutigen Hauptstudium entspricht. Gleichzeitig können sich die Absolventen mit einem in sehr vielen Ländern der Welt als Einstieg in ein Masterstudium verwertbaren Abschluss weltweit bewerben, nicht nur an der „Heimat“-Uni.

Diese Chance nutzen bereits sehr viele Absolventen von deutschen Bachelorstudiengängen. Sie wollen in die USA, nach Großbritannien, Frankreich, die Niederlande oder Skandinavien. Somit steht jede Hochschule auch auf der Stufe des Masters im Wettbewerb um gute Studierende. Hochschulen sind gezwungen, solche Masterstudiengänge anzubieten, die Studierende aus ganz Deutschland und dem Ausland anziehen. Viele der eigenen Studierenden werden gehen, also müssen andere kommen. Aufmerksamkeitswert mag eine bekannte Großstadt haben oder ein großer wissenschaftlicher Name.

Die KU liegt nicht in München oder Paris und hat noch keinen Nobelpreisträger hervorgebracht. Welche Studierenden wird sie anziehen wollen? Was kann sie bieten, was muss sie bieten? Internationale Anbindung, gute Betreuung und hervorragender Kontakt zu Professoren begründen den in zahlreichen Rankings bestätigten guten Ruf. Das muss so bleiben. Das bekommt man im Masterstudium aber auch an anderen Hochschulen, besonders, aber nicht nur im Ausland. Schließlich soll im Masterstudium auch in Deutschland die Betreuung „stimmen“, fordert die Politik.

Was wird gute Absolventen von Bachelorstudiengängen gerade nach Eichstätt und Ingolstadt ziehen? Wissenschaftliche Qualität und „Profil“ werden als fast selbstverständlich vorausgesetzt. Internationalität ist einer der Kernbegriffe des Entwicklungsplans. Dahinter steht die Annahme, dass die Internatio-

nalität des Studiums und diese Erfahrung der Absolventen ihre Anziehungskraft auf Bewerber und auf Arbeitgeber nicht verfehlen wird.

Eine nicht repräsentative Blitzumfrage unter unseren eigenen Bachelorstudierenden deutet in die selbe Richtung: Neben der guten Betreuung sind Internationalität und insbesondere Doppelabschlüsse wesentliche Kriterien für die Wahl des Masterstudiengangs. Für die Professoren im Bologna Arbeitskreis wurde es offensichtlich, dass die Bewerber von heute ganz andere Präferenzen haben, als bisher üblich und Internationalität ein wichtiger Trumpf wäre, wenn man es vermag, sie in die Studiengänge sinnvoll zu integrieren. Man kann oder will nicht mehr einfach ein Jahr im Ausland „verlieren“ und dann an die Studienzeit anhängen. Studierende erwarten, dass die internationale Erfahrung mit dem Studienablauf so gut abgestimmt wird, dass sie ohne Studienzeitverlängerung erworben werden kann. Sorgfältige Absprachen mit Partnerhochschulen und eine entsprechend flexible Gestaltung des Curriculums sind dabei wesentlich.

Masterstudiengänge erfordern Kooperation in der Hochschule und mit anderen Hochschulen.

Die Qualitätsanforderungen an Masterstudiengänge verlangen eine ausreichende kritische Masse an Kompetenz und somit oft eine Kooperation der Lehrenden, auch über die Grenzen von Fakultäten oder gar Universitäten hinaus. Ein Beispiel dafür sind die bereits an der KU vorhandenen Doppel-Bachelorstudiengänge in Politikwissenschaft und Soziologie mit internationalen Kooperationspartnern. Die Partnerhochschulen bieten Inhalte, die bei uns nicht angeboten werden. Ein ansehnlicher Teil der Lehre kann so „ausgelagert“ angeboten werden. Im Fach Soziologie könnten sogar noch ein europäischer Master und eine international vernetzte Promotion hinzukommen. Zu diesem Zweck hat sich ein Konsortium gebildet (beteiligt sind federführend die Universität Trient, Granada, Paris, Cardiff, Berlin, Dresden und die KU Eichstätt), das diese Möglichkeiten prüft und entwickelt.

Nun ist auch die Promotion zu „Bologna“ hinzugekommen. Beschlossen wurde dies bei der Bologna Folgekonferenz in Berlin 2003. Hochschulrahmengesetz, Wissenschaftsrat und Hochschulrektorenkonferenz fordern im Einklang mit internationalen Entwicklungen ein Ende der „freihändigen Vergabe“ von Promotionsmöglichkeiten durch einzelne Professoren. Nachvollziehbar und qualitätsorientiert soll die Auswahl der Promovenden sein. In Promotionskollegs, Verbänden von Professoren, sollen sie ausgewählt und ausgebildet werden. Die Kollegs sollen spezielle Lehrveranstaltungen für ihre Doktoranden anbieten. Und international kooperieren sollen sie auch noch. Von promotionsfremden Tätigkeiten sind die Promovenden zu entlasten und eine Promotionsdauer von drei Jahren soll die Regel sein.

Zum guten Schluss wird dann die Promotion wohl in die Verfahren der Qualitätssicherung eingebunden werden (Akkreditierung und Evaluierung). Insbesondere kleine Hochschulen müssen sich jetzt gut überlegen, auf welchen Gebieten sie sich wissenschaftlich so profilieren wollen (und können), dass sie hohe Anforderungen erfüllen. Bundesweit ist gerade kleineren Hochschulen zunehmend klar, dass darin nicht nur eine Chance, sondern auch eine Gefährdung liegen mag.

Wenn alles bestmöglich läuft, dann werden einzelne Bereiche nur den Bachelor anbieten, andere auch den Master und eine kleine Auswahl interdisziplinärer Promotionskollegs wird darauf aufgebaut. Wichtig dabei ist: die Entscheidung muss bewusst gefällt werden, auch die Konzentration auf den Bachelor darf kein „Unfall“ sein. Denn: Wer sich auf den Bachelor spezialisieren will, der muss bei Berufungen die Qualität der Lehre wesentlich höher gewichten als bisher. Ein Bereich, der als „undergraduate college“ aufgebaut werden soll, muss ganz anders organisiert werden, als ein Bereich, der forschungsorientierte Masterstudiengänge und Promotionsstudiengänge anbieten will. Eichstätt im Wettbewerb mit anderen Hochschulen: Eine gute Ausgangsbasis ist da. Jahrelang wurde ein guter Ruf aufgebaut. Jetzt gilt es, ihn in neuer Zeit zu halten.

Antike Geschichte am Nil erleben

Abseits moderner Touristenviertel, jedoch auf den Spuren prominenter Reisender der Antike bewegten sich Eichstäter Studierende bei einer Exkursion in das Land der Pharaonen.

► Von Andreas Hartmann

Als vor zwei Jahren Studierende aus Eichstätt und Passau den englischen Hadrianswall erkundeten (siehe AGORA 1/2003), da befand sich mit Nora Youssef unter ihnen auch eine gebürtige Ägypterin, die eigentlich vom anderen Ende des einstigen Römischen Reiches stammte, aber den Weg zum Studium ins Altmühltal gefunden hatte. Der Entschluss, unter ihrer ortskundigen Beratung eine Exkursion nach Ägypten zu unternehmen, war schnell gefasst, die Umsetzung ließ dann aber noch etwas auf sich warten. Diesmal sollte das Projekt als Kooperation der Universitäten Regensburg (Prof. Dr. Gerhard Waldherr) und Eichstätt (Andreas Hartmann M. A.) durchgeführt werden. Als die Studienfahrt im Sommer 2004 endlich angekündigt werden konnte, füllten sich trotz der vergleichsweise hohen Kosten schnell die Anmelde Listen, zumal auch noch Interessenten aus Salzburg zur Gruppe stießen. Dass sich am Ende dennoch keiner der Eichstäter Teilnehmer finanziell ruinieren musste, dafür sorgten außerordentlich großzügige Zuschüsse der Maximilian Bickhoff-Universitätsstiftung und der Eichstäter Universitätsgesellschaft.

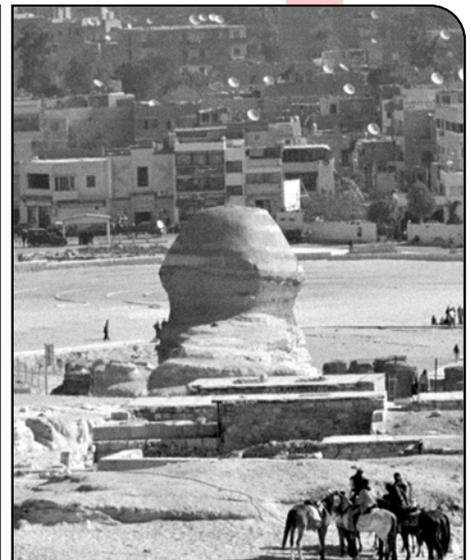
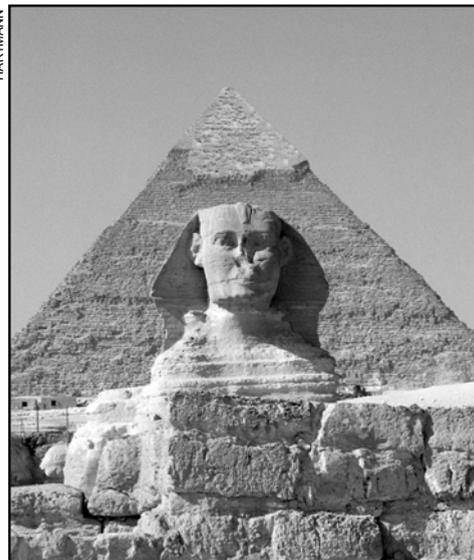
Die Erkenntnisziele waren klar und hochgesteckt: Zunächst die Bedeutung Ägyptens für die Entwicklung unserer abendländischen Zivilisation. Schon Herodot als „Vater der Geschichtsschreibung“ sah nur zu deutlich, wie viel Griechenland der altägyptischen Hochkultur verdankte. Diese übte nicht zuletzt aufgrund ihres hohen Alters eine enorme Faszinationskraft auf Griechen und Römer aus, provozierte aber etwa durch die Eigenheiten ihrer Religion – besonders die seit der Spätzeit florierenden Tierkulte – andererseits auch

Ablehnung und Polemik: Die Ägypter galten als notorisch aufsässig und abergläubisch, und der römische Satiriker Juvenal unterstellte ihnen gar kannibalistische Kultpraktiken. Unter persischer, griechischer und schließlich römischer Fremdherrschaft bewies die ägyptische Kultur eine außerordentliche Beharrungskraft, so dass sich in Ägypten wie kaum anderswo in der antiken Welt eine Gesellschaft entwickelte, in der verschiedene Ethnien und Kulturen mehr oder oft genug auch weniger friedlich miteinander koexistierten. Vieles von dem, was der moderne Tourist in den großen Tempelbezirken Oberägyptens besichtigt, geht entgegen dem äußeren Anschein auf Bautätigkeit der griechischen Ptolemäer und der römischen Kaiser zurück, die jedoch fast vollständig hinter ihrer traditionellen Rolle des Pharao verschwanden. Anders in der hellenistischen Neugründung Alexandria: Hier zeugt die fast skurril anmutende Mischung ägyptischer und griechisch-römischer Bildformeln in den Katakomben von

Kom el-Schugafa von einer wechselseitigen Durchdringung der Kulturen, etwa wenn der Totengott Anubis nun in römischer Legionärsrüstung seinen Dienst als Grabwächter versieht.

Doch auch die dunklen Seiten dieser multikulturellen Gesellschaft dürfen nicht verschwiegen werden: Dem Land am Nil kommt der zweifelhafte Ruhm zu, Schauplatz der ältesten quellenmäßig gut belegten Judenpogrome gewesen zu sein, und graco-ägyptische Gelehrte aus Alexandria gehörten zu den lautstärksten antijüdischen Agitatoren der Antike. Dabei waren judenfeindliche Varianten der Exodustradition, welche die Flucht aus Ägypten als Vertreibung aussätzigter Gottesfrevler darstellten, noch vergleichsweise harmlos. Unter dem respektablen Namen des Universalgelehrten Poseidonios fanden Erzählungen Verbreitung, denen zufolge die Juden alljährlich einen zuvor im Allerheiligsten des Tempels gemästeten Griechen schlachteten und verzehrten, um darüber den Eid zu leisten, „niemals einem Griechen Freund zu sein“. Nicht von ungefähr hat die neuere Forschung in diesem speziellen Milieu Ägyptens die Wurzeln eines antiken Antisemitismus erkennen wollen, der besonders in der Vorstellung einer Bedrohung der Zivilisation schlechthin durch eine angebliche jüdische Verschwörung er-

Begegnung von Gegenwart und Geschichte durch Wechsel der Perspektive: Die Sphinx vor der Cheops-Pyramide (links) und ihr Blick vom Hochplateau auf die Stadt Gizeh.





**Schon in der Antike ein
Touristenmagnet: die
Memnonkolosse bei
Luxor.**

schreckend „modern“ wirkt, und wohl auch tatsächlich über die neuhumanistische Rezeption im 19. Jh. bedeutenden Einfluss ausübte.

Neben Akkulturation und Kulturtransfer im griechisch-römischen Ägypten wurden schon in den vorbereitenden Blocksitzungen in Eichstätt und Regensburg auch weit konkretere Themenfelder in den Blick genommen: Durch die Konservierung von Papyri im trockenen Wüstensand ist das Ägypten der griechisch-römischen Zeit die für uns wohl bestdokumentierte Gesellschaft der Antike überhaupt. Nirgendwo sonst lässt sich das tägliche Leben des antiken Menschen im Kampf mit den Widrigkeiten der Natur, den Bedrückungen durch eine ausufernde Bürokratie, in seinen privaten und wirtschaftlichen Sorgen so detailliert nachvollziehen wie in Ägypten. Die Städte und Dörfer der Niltales und des Fayum haben uns gerade für Fragestellungen aus dem Bereich der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, aber auch der Verwaltungsgeschichte oft die einzigen brauchbaren Quellen aus der Antike überhaupt hinterlassen. Hier kann also auch der Althistoriker einmal – wie es der Papyrologe Roger Bagnall treffend formu-

Rigide Sicherheitsbestimmungen schränkten das Programm der Exkursion ein. Fahrten über Land wurden stets von Polizeieskorten begleitet.



lierte – Geschichte „aus der Wurm-perspektive“ treiben. Nur allzu oft wichert der Amtsschimmel laut aus den brüchigen Blättern, und mancher, der mehrere Beamtenstellen bekleidete, schrieb gar Briefe an sich selbst! Nein – der homo buerocraticus ist gewiss kein modernes Phänomen. Bedenkt man, dass bis heute nur etwa die Hälfte aller bereits gefundenen Papyri auch ediert wurde, kann man ermessen, wie viel Stoff sich der Forschung auf diesem Feld noch bietet. Dass es in der Alten Geschichte keine neuen Quellen mehr zu entdecken gäbe, ist eine weit verbreitete, aber grundfalsche Annahme. Während freilich ein Großteil der Papyri aus Ägypten heute in den großen Museen Europas und Amerikas aufbewahrt wird, sind vor Ort die Inschriften zu bewundern. Auch diese bieten oft ganz unkonventionelle Einblicke in die Lebenswirklichkeit der antiken Menschen: So musste etwa der Stratege von Ombos und Elephantine im dritten Jahrhundert die Austreibung der Schweine, welche offenbar in großer Zahl den Tempelbezirk von Kalabscha unsicher machten, anordnen, damit „die heiligen Zeremonien entsprechend dem Herkommen stattfinden“ konnten.

Das Programm der Exkursion folgte dem Weg durch das Niltal, der den Reisenden durch die geographischen Verhältnisse seit Jahrhunderten vorgegeben ist. Die Exkursionsteilnehmer wandelten auf den Spuren illustrier Vorgänger, wie etwa der Griechen Herodot und Plato, Caesars und Kleopatras, des Germanicus und Kaiser Hadrians. Die Spuren von weniger prominenten Reisenden lassen sich allenthalben an den Wänden der Tempel ablesen: Schon damals verewigten Touristen ihren Namen als Graffiti. Besonders in Luxor und Umgebung wurde diese Kontinuität zwischen antikem und modernen Tourismus deutlich: Die so genannten Memnonkolosse gehörten schließlich schon in der Antike zu den Touristenmagneten schlechthin, obwohl eine auf Veranlassung Kaiser Septimius Severus vorgenommene Reparatur den charakteristischen „Gesang“ bei Sonnenaufgang zum Verstummen brachte.

Die Erfahrungen, die die Exkursionsteilnehmer (und die Organisa-

toren) dann zwischen dem 26. Dezember 2004 und dem 6. Januar 2005 in Ägypten machen konnten, gingen freilich in vielerlei Hinsicht weit über die eigentlich althistorischen Fragestellungen hinaus. Die Tatsache, dass auch diese Exkursion wieder abseits der Touristenviertel als Campingreise mit dem Rotel-Bus veranstaltet wurde, verlangte allen Beteiligten viel ab, ermöglichte aber eben auch Einsichten, die sonst nicht möglich gewesen wären. Mancher Programmpunkt musste aufgrund der rigiden Sicherheitsbeschränkungen gestrichen werden, obwohl eine reale Bedrohungssituation oder auch nur eine feindselige Einstellung gegenüber westlichen Reisenden nirgendwo zu erkennen war. Trösten mag man sich damit, dass es zumindest in der Spätantike nicht anders war: Die christlichen Pilger, die damals Ägypten und den Sinai zu besuchen begannen, wurden aus Furcht vor Raubüberfällen der nomadisierenden Araber von Militäreskorten von Station zu Station geleitet. Die Eigendynamik des Polizei- und Militärapparates, die Allgegenwart eines als väterlicher Fürsorger präsentierten Präsidenten, eine patriarchalische Gesellschaftsstruktur gewährten schlaglichtartige Einblicke in eine von der unseren radikal verschiedenen Lebenswelt.

Vieles davon muss bei aller Fremdheit doch gerade dem Historiker der römischen Kaiserzeit seltsam bekannt anmuten: Nicht von ungefähr stammt ja die bis heute maßgebliche Studie zum Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem Volk von einem Forscher – Zvi Yavetz – der im Äthiopien Haile Sellassies persönliche Erfahrungen außerhalb des Elfenbeinturmes westlicher Gesellschaftsordnungen gemacht hatte. Man mochte auf der Fahrt entlang des Nil etwa über die Kluft zwischen Rechts- und Machtordnung, das Verhältnis zwischen Demokratie und autoritären Akzeptanzsystemen, den Unterschied zwischen Euergetismus und Sozialpolitik und anderes mehr nachdenken. Geschichte erleben – dies könnte also in mehr als einer Hinsicht als Motto über einer Exkursion stehen, die in vielfacher Hinsicht den Denkhorizont der Teilnehmer zu erweitern vermochte.

Homepage statt Hausarbeit

Wer sich aktiv mit Lernstoff auseinandersetzt und die gewonnenen Erkenntnisse für Kommilitonen verständlich präsentieren muss, erhält nicht nur Bildungs-, sondern auch Handlungswissen. Ein Erfahrungsbericht.

► Von Sonja Blum und Verena Gutschke

Studierende, die ein Seminar zur europäischen Sprachkultur bei Privatdozent Dr. Joachim Grzega besuchen, werden ein Stück weit auch zum Forscher. Denn ein wichtiges Prinzip in Grzegas Auffassung von Lehre und Forschung besteht darin, diese eng miteinander zu verknüpfen. Daher bindet er die Studierenden stets in seine Forschungsaktivitäten ein. Selbst seinen Habilitationsvortrag hat er zusammen mit seinen Studierenden gehalten. Grundlage dafür ist das didaktische Konzept Lernen durch Lehrern (LdL). Dieses Modell wurde in den 1980er Jahren von Professor Dr. Jean-Pol Martin, Französischdidaktiker an der KU, begründet. Grzega studierte selbst bei Martin und erkannte, dass sich LdL auch für sprachwissenschaftliche Kurse eignen konnte.

Das Grundprinzip des Konzeptes ist, den Lernern selbst möglichst viele Lehrfunktionen zu übertragen. Wir als Studierende merken schnell, dass man sich automatisch intensiver mit einem Thema auseinandersetzt, sobald man es anderen vermitteln muss. Nach einigen Sitzungen, in denen ein Kernwissen erarbeitet wird, das am Ende auch in einer Klausur überprüft wird, stehen Forschungsprojekte der Studenten im Mittelpunkt. Studierende beantworten in Kleingruppen eine wissenschaftliche Frage. Diese lässt das studentische Team vor einem wissenschaftlichen Hintergrund auch im Seminar diskutieren. Interaktive Methoden wie Partnerarbeit, Mindmapping oder Denkspiele erhöhen die Aktivität, Aufmerksamkeit und damit auch die Lernzufriedenheit bei den Studierenden. Somit können sie sich gleichzeitig auch Schlüssel-

qualifikationen, die berühmten „soft skills“, aneignen. Komplexe Zusammenhänge im Rahmen der Forschung aufzuzeigen und wissenschaftlich zu verarbeiten ist freilich nicht immer einfach und wird oft von großer Unbestimmtheit begleitet, die es jedoch auszuhalten gilt. Doch wenn sich im Unterrichtsver-

zu Belangen des gesellschaftlichen Lebens und zu den späteren Berufsfeldern der Studierenden gesetzt werden.

So dient sein Einführungskurs in die englische Sprachgeschichte primär nicht dazu, mittelalterliche Texte zu analysieren, sondern Unregelmäßigkeiten im heutigen Englisch zu erklären. Eine Studentin, die nebenbei in einer Bank jobbte, konnte so schon einmal einen Kunden in Erstaunen versetzen, als sie dem Verzweifelten bei seiner englischen Zahlungsanweisung erklären konnte, warum man im Englischen so vieles anders schreibt als man es spricht.

Auch wenn Grzegas Anforderun-



lauf Fortschritte bemerkbar machen und das Forschungsziel näher rückt, stellt sich ein so genannter Flow-Effekt ein, der gewissermaßen Befriedigung und Glücksgefühle birgt und somit die vorangegangene Unbestimmtheit wettmacht. Dadurch dass die Studierenden durch Lehren lernen, wird in einem didaktischen Konzept sowohl der Erwerb von Handlungswissen als auch von Bildungswissen ermöglicht. Die Themen, mit denen sich Grzega und seine Studierenden auseinandersetzen, sollen im Idealfall auch in Beziehung

gen von manchen Studierenden gefürchtet werden, so bildet die Arbeit in den vielfältigen Projektgruppen für sie eine Abwechslung vom sonst oft gleichen Seminarablauf. Anstatt in einer Hausarbeit nur Sekundärliteratur zusammenzufassen, gewinnen die Projektgruppen selbst wissenschaftliche Erkenntnisse und präsentieren diese entweder in einer traditionellen Seminararbeit, auf einer eigenen Homepage oder in einem journalistischen Beitrag. Die Publikationsform und der Präsentationsstil sind relativ frei, solange die

Ergebnis eines Seminars zu „Kommunikationsstrategien europäischer Sprachen“: Eine Homepage von Studierenden, die Gesten und deren unterschiedliche Bedeutung in europäischen Ländern vergleicht.

Methodik wissenschaftlich ist. Da solche Forschungsprojekte für viele Studierende Neuland darstellen, bietet Grzega intensive Betreuung an. E-Mails werden innerhalb von 24 Stunden beantwortet. Außerdem müssen sich die Studierenden mindestens einmal die Woche an einem Internet-Diskussionsforum beteiligen, um Zwischenstände ihres Pro-

ster, wo er eine Professur vertreten hat, und Eichstätt, wo er weiterhin Kurse angeboten hat, konnte er nur dank des Internets bewältigen. Nur so sei eine ordentliche Betreuung aller Studentengruppen möglich gewesen. Aber auch als wissenschaftliches Kommunikationsmedium ist das Internet für ihn elementar. So rief er schon vor einigen Jahren mit

schichte, Sprachsoziologie, Sprachvariation, Sprachsysteme und Sprachpolitik Europas vermittelt werden. Dabei soll zum einen eine europäische Schnittmenge gezeichnet, zum anderen Europa gegenüber anderen Kulturkreisen abgegrenzt werden. Darunter sind Beiträge wie „Latein – Französisch – Englisch: Drei Epochen europäischer Sprach- und Wortschatzgeschichte“, „Wo bleibt die feine europäische Art? Grundlagen für einen Euro-Sprachführer“, „Blicke auf den Bau unserer Sprachen“, „Gedanken zu Sprachpflege und Sprachpolitik“. In dem abschließenden Kapitel „Weltwirtschaftswachstum und Weltfrieden: Sprachwissenschaftliche Gedanken für Europäer und andere“ macht Grzega darauf aufmerksam, dass in unserer Zukunftsgestaltung Kultur und Wertesysteme stets berücksichtigt werden sollten. Denn nur wenn man die Kultur und Eigenheiten des Anderen akzeptiere und vielleicht sogar annehme, könnte zum Weltfrieden beigetragen werden. Dabei spiele laut Grzega die Sprache als Kommunikationsmittel und somit Bestandteil der Wissensvermittlung und des Bildungszugangs eine entscheidende Rolle. Eine Weltsprache sei unabdingbar, da eine gemeinsame Sprache die Menschen einander näher bringe und dazu beitrage, Ideen auf schnellem Wege aus allen Teilen der Welt in alle Teile der Welt zu tragen – eine Grundvoraussetzung für weltweites Wirtschaftswachstum. Als Weltsprache sollte das sogenannte „Global English“ dienen, eine variantenreichere Form des Englischen, das nicht mit einer bestimmten Kultur assoziiert wird, sondern wertfrei von jedem erlernt und im internationalen Austausch auf allen Ebenen gesprochen werden sollte. Dazu entwickelt Grzega auch ein „Basic Global English“, bei dem durch die Fokussierung auf die Wortschatzentwicklung und die Reduktion auf nur wenige Grammatikregeln ein schneller Erwerb von kommunikativer Kompetenz ermöglicht werden soll. „Basic Global English“ wird ebenfalls im Portal EuroLinguistixX (ELiX) präsentiert und diskutiert.



Privatdozent Dr. Joachim Grzega (3. v.l.) mit der Studierenden der Universität Münster.

jekts mitzuteilen oder einem anderen Projektteam Ideen zu liefern. Die besten Studentenprojekte werden auf die Website „Sprachwissenschaft für die Öffentlichkeit“ gestellt (siehe auch www1.ku-eichstaett.de/SLF/EnglVgISW/schule.htm). Dort findet man etwa die Homepage eines Eichstätter Teams zu europäischen Gruß- und Anredeformen, die Homepage eines Münsteraner Teams zum Sprachgebrauch in den EU-Institutionen, mehrere Arbeiten zu Anglizismen in europäischen Sprachen sowie Überblicksmaterialien, die Grzega und seine Studierenden gemeinsam erstellt haben. Im Augenblick ist ein Internet-Einführungswerk zur Onomasiologie zusammen mit Studierenden und seiner Kollegin und Doktorandin Marion Matschi in Arbeit, die ihre Kurse ebenfalls nach dem Prinzip von LdL gestaltet. Das Internet ist ein wichtiges Medium für Grzega. Den einjährigen Spagat zwischen Mün-

Professor Dr. Alfred Bammesberger, Lehrstuhl für Englische und Vergleichende Sprachwissenschaft an der KU, die Internet-Plattform Onomasiology Online (OnOn) ins Leben (www.onomasiology.de). Die Onomasiologie befasst sich mit der Frage, wie und warum Dinge ihre Bezeichnungen ändern – ein Gebiet, das Grzega seit seinem Studium fasziniert und dem er seine Habilitationsschrift widmete. Im Juli 2004 eröffnete er die Website EuroLinguistixX (ELiX) (www.eurolinguistix.com). Auf ELiX finden sich neben dem Diskussionsforum auch eine wissenschaftliche Zeitschrift und eine Materialsammlung.

Joachim Grzega bezieht die Ergebnisse verschiedener Studentenprojekte auch in sein Buch „EuroLinguistischer Parcours“ mit ein. Mit der Aufsatzsammlung soll einem breiten Publikum ein Kernwissen zu verschiedenen Aspekten der interkulturellen Kommunikation, Sprachge-

Soziale Einrichtungen als Marke

Obwohl in sozialen Dienstleistungen erhebliche Differenzierungspotentiale stecken, gelingt es den Anbietern selten, sich als Marke zu positionieren. Studierende unterstützen ein Unternehmen bei der Imagepflege.

► Von Bernd Halfar

Bananen sehen sich ähnlich und schmecken ähnlich. Auch ihre Verpackung und ihr Design sind ohne Differenzierung: ziemlich gelb, leicht gebogen und mit identischem Öffnungsmechanismus. Warum sind wir dann dazu bereit, für Bananen mit einem kleinen blauen Markenschild etwas mehr zu bezahlen?

Uns geht es wie dem mittelalterlichen Esel von Buridan. Der hungrige Esel konnte sich zwischen zwei gleichen Haferböden nicht entscheiden und verhungerte. Konsumenten treffen Tag für Tag so viele Kauf- und Nutzungsentscheidungen, dass sie komplett überfordert wären, wenn sie jede Entscheidung durch eine perfekte Informationsphase vorbereiten würden. Wir kürzen Informations- und Entscheidungsprozesse ab, indem wir Markenprodukte und „markierte Dienstleistungen“ auswählen, deren Qualität und Preisniveau wir kennen, und die wir über den Markennamen, über die Verpackung, über den Schrifttyp, über ein Logo oder sonst wie wieder erkennen. Wir sparen Informationskosten durch Vertrauen in Marken und sind häufig bereit, für dieses Vertrauen in garantierte Qualität etwas mehr zu bezahlen als für Konkurrenzangebote, die kein starkes Markenprofil haben.

Es ist merkwürdig: obwohl in sozialen Dienstleistungen erhebliche Differenzierungspotentiale stecken, gelingt es den Anbietern von Sozialarbeit und Pflege bisher nicht, was Bananenhändlern geglückt ist. Natürlich kennen wir die großen Anbieter sozialer Dienstleistungen: Caritas,

Diakonie, Arbeiterwohlfahrt, Rotes Kreuz, Curanum, Marseille, Kursana und auch regionale sozialwirtschaftliche Unternehmen wie Bethel, Regens Wagner, Stiftung Liebenau oder Dr. Loew. Aber sind das tatsächlich Marken?

„Marken sind Nutzungsbündel mit nachhaltiger Differenzierungskraft. Marken ohne Differenzierungskraft sind keine Marken, sondern bloßen Namensschilder.“ (Burmans/Wenske)

Für soziale Dienstleistungen werden in Deutschland pro Jahr ca. 70 Milliarden Euro ausgegeben. Um die allokative Effizienz im Sektor der Sozialwirtschaft zu fördern, wurden in den letzten Jahren in wichtigen Sektoren der Sozialarbeit systematisch Wettbewerbsbedingungen für Anbieter sozialer Dienstleistungen hergestellt. Dieser Wettbewerb wird durch eine Stärkung der Konsumentenseite angestiftet. Ob in der ambulanten, teilstationären oder vollstationären Altenpflege, ob in der Behindertenhilfe, in der Rehabilitation, in der Erziehungshilfe, in der Förderung von Langzeitarbeitslosen, bei Kindertagesstätten, Beratungs-

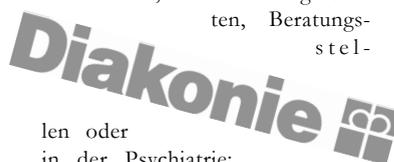
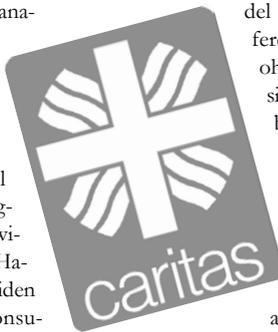
stellen oder in der Psychiatrie: auch wenn die Klienten nicht (immer) dem klassischen Typus des souveränen Konsumenten entsprechen, wurden die Klienten der Sozialarbeit in ihrer Nachfrageposition deutlich gestärkt.

Zum einen können Klienten zwischen den (qualitätsgeprüften) Anbietern sozialer Dienstleistungen wählen, des weiteren kann die öffentliche Hand nicht mehr die Zulassung von sozialwirtschaftlichen Unternehmen durch staatliche Bedarfsplanungen blockieren, und zum dritten wird die Nachfragemacht der Klienten zunehmend durch die Umstellung von Sach- auf Geldleistungen gestärkt. Ob durch persönliche Geldbudgets, ob durch Rechtsansprüche auf Leistungen und/ oder durch die Simulation von Zahlungsfähigkeit durch Gutscheine: die Klienten sind aus Sicht der Leistungsanbieter zahlungsfähig, qualitätsbewusst und „wahlberechtigt“.

Für das Marketing sozialer Träger tauchen jetzt zentrale Fragen auf: Wie entscheiden sich Klienten, wenn Dienstleistungen sich (fast) nicht nach Qualität, Produkteigenschaft und Preis unterscheiden lassen? Und wie entscheiden sich Klienten, wenn es zwar Unterschiede in der Qualität von Dienstleistungen gibt, diese aber nicht vor Inanspruchnahme der Leistung überprüfbar sind oder wenn die Informationskosten sehr hoch sind?

Oder wie entscheiden sich Klienten, wenn der öffentliche Kostenträger nur eine standardisierte Leistungsqualität finanziert, und zusätzliche Qualität nur durch private Zuzahlungen erworben werden kann?

Für das Ertragsmanagement sozialwirtschaftlicher Unternehmen wird der Markenaufbau zu einer zentralen Aufgabe. Waren und sind die Bedingungen für eine Markenbildung an sich vorzüglich, weil es doch erhebliche Konzept- und Qualitätsunterschiede in der Sozialarbeit gab und noch gibt, so wird die Markenbildung zukünftig eine erheblich anspruchsvollere Herausforderung. Die Sozialarbeit, Krankenhausmedizin oder Pflege nähern sich einem Branchenstadium, in dem sich andere Dienstleistungssektoren (Banken, Versicherungen, Reisebüros, niedergelassene Ärzte, Tankstellen etc.) schon längere Zeit befinden. Die Unternehmen ha-



ben ihre Eigenschaften sehr dicht an das zielgruppenspezifische Idealbild herangeführt und somit für eine gewisse Nivellierung der Markeneigenschaften gesorgt.

Doch auch unter der Bedingung weitgehend nivellierter Markenprofile ist die Entwicklung von Markenstrategien möglich: die Besetzung strategischer Nischen, die Produktion neuer Eigenschaftsdimensionen und der Aufbau eines psychologischen Zusatznutzens.

Branchenspezifische Grunderwartungen an Dienstleistungen werden von den Nutzern der Leistungen nicht als besondere Qualitätsmerkmale geschätzt und tragen somit auch nicht zur Markenbildung bei. Zur Markenbildung taugen im Wesentlichen solche Merkmale, die den Klienten positiv überraschen, mit denen er eigentlich nicht gerechnet hat, und die ihm auch von seinen bisherigen Beobachtungen anderer Anbieter nicht bekannt waren.

Technisch gesprochen bildet sich die Dienstleistungsmarke im Sozialbereich als Differenz zwischen Erwartung und positiver Erfahrung. Letztlich organisiert sich der Markenkern um die positive Überraschung, um den Zusatznutzen, um die Differenz zum branchentypischen Niveau. Solche markanten Unterschiede sollten sich auf einige wenige Leistungskomponenten beziehen. Markenrelevante Leistungskomponenten sind solche, die sichtbar zeigen, dass die soziale Einrichtung bessere Lösungen von zentralen Problemen der Nachfrager hat als die Konkurrenz.

Wenn diese Markenstandards bei

Markenstandards werden oft kopiert – ein Zeichen für eine gut gewählte Strategie.

der Markenpolitik funktionieren, werden sie von anderen mit Zeitverzögerung kopiert werden. Das ist die schlechte Nachricht. Die gute Nachricht ist, dass Kopierversuche immer der Beweis sind, dass die eigene Markenstrategie gut gewählt war. Von Meffert stammt der Hinweis, dass die Optimierung des strategischen Wettbewerbsvorteils nicht nur Konzentration auf solche Leistungsmerkmale bedeutet, die für den Kunden wichtig sind, sondern auch die Suche nach Vorteilen, die von den Konkur-

renten nicht schnell einholbar sind. Insofern zielt die Positionierung von Marken darauf ab, durch gewisse Eigenschaften eine hinreichende Differenzierungsfähigkeit gegenüber Konkurrenzangeboten zu erlangen, und durch diese Eigenschaften eine dominierende Stellung in der Psyche der Konsumenten zu festigen. Diesen Doppelcharakter sieht Meffert als Ausgangspunkt einer Optimierung des strategischen Wettbewerbsvorteils einer Marke.

Es klingt kurios: obwohl die Ent-

Bislang keine empirischen Daten zur Bedeutung von Marken in der Sozialarbeit.

scheidungsprozesse und Wahlentscheidungen der Klienten zunehmend über den wirtschaftlichen Erfolg und Misserfolg sozialwirtschaftlicher Unternehmen bestimmen, gibt es kaum theoretische Modelle und keine empirischen Daten über die spezifische Bedeutung von Dienstleistungsmarken in der Sozialarbeit.

Ein Arbeitsschwerpunkt im Fachgebiet „Management in sozialen Einrichtungen/OE“ an der Fakultät für Sozialarbeit (FH) soll deshalb in der empirischen Forschung über das Entscheidungsverhalten des Klientels, über die Elastizität der Nachfrage nach sozialen Dienstleistungen und über Merkmale sozialer Einrichtungen und Dienste, die zur Markenbildung taugen, liegen.

Ziel ist es, ein Instrumentenset „Markenradar Sozialwirtschaft“ und eine entsprechende Benchmarking-Datenbank zu entwickeln, die dann als „Kennzahlenserver“ sozialwirtschaftlichen Unternehmen zur Verfügung stehen soll. Doch auch wenn hierbei an Ergebnisse der Markenforschung und an Modelle zur „Brand Navigation“ im Konsumgüter- und Dienstleistungsmarketing angeknüpft werden kann, so bleibt ein nicht triviales Problem zu erkunden: Nach welchen Kriterien und in welchen Prozessschritten entscheiden sich Konsumenten, die sich durch eine zeitweilige oder dauerhaft eingeschränkte Entscheidungsrationale auszeichnen? Wie muss die Architektur von Dienstleistungsmarken aussehen, die für Menschen mit geistigen Behinderungen, für Suchtkranke, für psychisch Kranke, für pflegebe-

dürftige Menschen, für Angehörige von Demenzkranken oder für Eltern, die mit der Erziehung ihrer Kinder überfordert sind, aussehen?

Im Sommersemester 2005 haben sich Studenten der Sozialarbeit in einem Seminar mit dem Thema „Soziale Dienstleistungsmarken“ auseinandergesetzt. Nach einer Theoriephase hat das Seminar in Kooperation mit einem der größten sozialwirtschaftlichen Privatunternehmen in der bayerischen Behindertenhilfe, der „Dr. Loew Soziale Dienstleistungen GmbH & Co KG“ eine Studie über Imageprofile des Unternehmens durchgeführt. Befragt wurde ein Kundensegment des Unternehmens, das potenzielle Klienten (und ihre Familien) bei ihren Entscheidungen beeinflusst: niedergelassene Ärzte, Sozialpädagogen in Ämtern und Beratungsstellen, niedergelassene Psychotherapeuten, gesetzliche Betreuer, Krankenhaussozialdienste etc.

Von 1300 verschickten Fragebögen kamen innerhalb der Vorlesungszeit noch 573 ausgefüllte Fragebögen zur Auswertung zurück. Binnen 72 Stunden wurden die Daten eingegeben, mit SPSS ausgewertet und in Eichstätt dem Direktorium von „Dr. Loew Soziale Dienstleistungen“ von den Studenten vorgestellt.

Um ein Gespür für das Unternehmen zu bekommen, hatten die Seminargruppe vorab eine Exkursion zur Firmenzentrale nach Wernberg/Köblitz durchgeführt, und dort mit Mitgliedern der Direktion einen gemeinsamen Workshop veranstaltet sowie Wohnstätten und eine Behindertenwerkstatt besucht. Auf Basis der Fachgespräche vor Ort, des empirischen Forschungsmaterials und der Seminararbeiten wurde von den Studierenden ein Markenkonzept für das Unternehmen entwickelt, das ebenfalls in Eichstätt präsentiert wurde.

Das Konzept war von den Studenten so pfiffig, punktgenau und umsetzungsbereit formuliert, dass die Studenten nochmals zu einer Präsentation für die gesamte Direktion in die Firmenzentrale eingeladen wurden; mit der Folge, dass das Konzept der Eichstätter Studenten nun in wichtigen Teilen für das Unternehmensmarketing eingesetzt werden soll. (Literatur beim Verfasser erhältlich)

Sprachkurse steuerlich absetzen

Fremdsprachkenntnisse sind für den (zukünftigen) Beruf von großer Bedeutung. Wer Geld in einen Auslandssprachkurs investiert, kann nach neuester Rechtsprechung diese Kosten nun leichter von der Steuer absetzen.

► Von Gernot Brähler und Christian Lösel

Seit kurzem können Kosten für einen Auslandssprachkurs steuerlich geltend gemacht werden. Daher kann es durchaus attraktiv sein, einen Auslandssprachkurs zu absolvieren, bei dem man nach der täglichen Schulung die verbleibende Freizeit zur Erholung nutzen und dennoch sämtliche Kosten dieses Aufenthalts steuerlich absetzen kann. Hierbei sind jedoch bestimmte Voraussetzungen strikt zu beachten, damit diese Kosten steuerlich berücksichtigt werden können.

Aufwendungen für Sprachkurse sind steuerlich nur dann abzugsfähig, wenn sie Werbungskosten sind. Solche liegen vor, wenn zwischen den Aufwendungen und der jeweiligen Einkunftsart ein Veranlassungszusammenhang besteht, die Aufwendungen also objektiv mit der Berufstätigkeit und subjektiv mit der Förderung dieser Tätigkeit in Verbindung stehen. Zudem müssen sie einen Bezug zu im Inland tatsächlich steuerbaren und steuerpflichtigen Einnahmen aufweisen. Der Erwerb von Fremdsprachkenntnissen für eine dauerhafte Tätigkeit im Ausland kann in Deutschland nicht steuerlich geltend gemacht werden.

Das Erlernen einer Fremdsprache aus beruflichen Gründen bedeutet jedoch immer auch eine Bereicherung und Erweiterung der Bildung des Steuerpflichtigen und entfaltet damit einen privaten Nutzen. Dies gilt insbesondere für Grundkenntnisse. Daher liegen bei jedem Sprachkurs so genannte gemischte Aufwendungen vor, die für ihre vollständige Abzugsfähigkeit die Erfüllung einiger Voraussetzungen zwingend erfordern: Zum einen muss anhand objektiver Merkmale oder Unterlagen eine klare Aufteilung in einen beruflich und einen privat ver-

anlassenden Teil möglich oder die private Veranlassung grundsätzlich unbedeutend sein. Dazu muss ein konkreter Zusammenhang der Sprachkenntnisse mit der (späteren) Berufstätigkeit des Steuerpflichtigen bestehen und der Sprachkurs selbst so gestaltet sein, dass eine strikte Trennung leicht und nachweisbar



möglich ist bzw. der private Anteil als unbedeutend bezeichnet werden kann. Dies ist nur anhand einer Gesamtwürdigung aller Umstände des Einzelfalles zu beurteilen.

Ein konkreter Zusammenhang mit dem (zukünftigen) Beruf des Steuerpflichtigen besteht, wenn die Sprachkenntnisse unabdingbar für den bereits ausgeübten Beruf oder konkrete Voraussetzung für sein berufliches Vorwärtkommen sind. Letzteres gilt insbesondere dann, wenn bereits die nächste Stufe des beruflichen Fortkommens des Steuerpflichtigen die betreffenden Fremdsprachkenntnisse erfordert. Bereits einmal wöchentlich zu führende Besprechungen in der fremden Sprache begründen beispiels-

weise ausreichend die berufliche Notwendigkeit eines Sprachkurses.

Belegt werden kann der konkrete Zusammenhang mit dem Beruf durch:

- eine Bescheinigung des (zukünftigen) Arbeitgebers des Steuerpflichtigen über die Bedeutung seiner Fremdsprachkenntnisse für seine Tätigkeit,
- einen Zuschuss zu den Kosten des Steuerpflichtigen durch den Arbeitgeber oder
- eine Freistellung des Arbeitnehmers für die Zeit des Sprachkurses (Bildungs- oder Sonderurlaub, ggf. mit Fortzahlung der Bezüge).

Strebt der Steuerpflichtige durch den Erwerb der Fremdsprachkenntnisse eine konkrete neue Stelle an, so kann die betreffende Stellenausschreibung als Nachweis dienen. Wie gebräuchlich die erlernte Fremdsprache ist, spielt dabei keine Rolle, da auch eine weniger gebräuchliche Fremdsprache im Rahmen einer bestimmten Berufsausübung von besonderer Bedeutung sein kann. Bezüglich der Berufsbezogenheit des Sprachkurses ist zu unterscheiden, ob Grundkenntnisse der Fremdsprache oder fachspezifische Kenntnisse vermittelt werden. Bei einem fachspezifischen Kurs (z.B. Wirtschaftsenglisch) ist der berufliche Zusammenhang offensichtlich. Bei einem Grundkurs hingegen

ist der private Nutzen höher, da allgemeine Kenntnisse einer Sprache auch im Urlaub nützlich sein können. Ein konkreter Zusammenhang zum Beruf des Steuerpflichtigen ist bei Grundkursen daher erst dann gegeben, wenn der Erwerb der Grundkenntnisse die Vorstufe zum Erwerb qualifizierter Fremdsprachenkenntnisse darstellt oder wenn für die angestrebte berufliche Tätigkeit Grundkenntnisse der Fremdsprache ausreichend sind. Weitere Voraussetzung bei einem Grundkurs ist ein enger zeitlicher Zusammenhang zum Beruf des Steuerpflichtigen. Ein in unbestimmter Ferne liegendes Berufsziel ist kein ausreichender Bezugspunkt.

Bei Auslandssprachkursen ebenso wie bei auswärtigen Sprachkursen im Inland entstehen neben den eigentlichen Kursgebühren jedoch zusätzliche Kosten für An- und Abreise sowie Unterkunft und Verpflegung. Möchte man lediglich die Kursgebühren absetzen, so genügen dafür die o.g. Voraussetzungen. Sollen jedoch zusätzlich auch die Kosten für An- und Abreise sowie Unterkunft und Verpflegung steuerlich geltend gemacht werden, muss der Auslandssprachkurs neben dem konkreten Zusammenhang zum Beruf des Steuerpflichtigen noch weitere Voraussetzungen erfüllen. Oft werden nämlich bei einer Auslandsreise durch touristische Aktivitäten wie Besichtigung von Sehenswürdigkeiten etc. auch private Interessen befriedigt. Allein die Tatsache, dass ein Sprachkurs im Ausland stattfand, war bislang im Ergebnis ausreichend, die steuerliche Abzugsfähigkeit zu untersagen.

Dies änderte sich durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs (EuGH). Der EuGH entschied, dass schärfere Voraussetzungen für die steuerliche Anerkennung von Sprachkursen im europäischen Ausland eine Ungleichbehandlung nach dem Ort der Erbringung des Sprachkurses darstellen, was gegen die Dienstleistungsfreiheit verstoße. Im Ergebnis kann die steuerliche Berücksichtigung von Aufwendungen für einen Sprachkurs nicht mehr allein aufgrund seiner Durchführung im europäischen Ausland versagt werden. Gleichfalls ist in Zukunft unerheblich, ob ein Inlands-

sprachkurs den gleichen Erfolg herbeigeführt hätte. Dies gilt für sämtliche Länder der Europäischen Union (EU), des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR = EU-Staaten zzgl. Island, Liechtenstein, Norwegen) und die Schweiz.

Die Gleichstellung von Sprachkursen im europäischen Ausland mit in Deutschland durchgeführten Sprachlehrgängen bedeutet jedoch keinesfalls eine pauschale Anerkennung der dabei entstandenen Aufwendungen als Werbungskosten. Es muss vielmehr nachweisbar der Urlaubswert des Auslandsaufenthaltes unerheblich sein.

Um einen nicht unerheblichen Urlaubswert der Sprachreise ausschließen zu können, wird im Rahmen der Gesamtwürdigung aller Umstände des Einzelfalles bei einem Auslandssprachkurs untersucht, inwieweit Zeit und Möglichkeiten für touristische Aktivitäten gegeben waren. Die Befriedigung privater Interessen sollte daher nach Programm und tatsächlicher Durchführung des Auslandssprachkurses nahezu ausgeschlossen sein.

Wichtigste Kriterien hierfür sind neben den unterrichtsfreien Tagen während des Auslandsaufenthaltes vor allem die Anzahl der Lektionen und der Umfang der erforderlichen Vor- und Nachbereitung pro Tag. Unschädlich ist Freizeit nur in dem Maße, als sie zur Einnahme der Mahlzeiten, zu Fahrten zwischen Unterkunft und Sprachschule und zu der für einen nachhaltigen Lerneffekt notwendigen Regeneration und Erholung dient. Darin sind auch die Wochenenden eingeschlossen. Auch eine größere Pause zwischen den Lektionen in der Zeit des frühen Nachmittags kann unschädlich sein, falls die ortsüblichen klimatischen Bedingungen dies erforderlich machen.

Hinsichtlich der Anzahl der Lektionen empfiehlt es sich, einen Kleingruppen-Intensivkurs mit einem Minimum von 6 Lektionen à 45 Minuten pro Tag zu besuchen. Über die Notwendigkeit intensiver Vor- und Nachbereitung der Lektionen im Rahmen von Hausaufgaben sollte ein Nachweis der Sprachschule eingeholt werden. Hier sind 2 Stunden pro Tag eine adäquate Größe. Weiterhin sollte unbedingt vermie-

den werden, vor bzw. nach dem Sprachkurs noch weitere Tage im betreffenden Land zu verbringen, da in diesem Fall der private Nutzungsanteil der Reise erheblich wäre. Somit würde eine steuerlich nicht abzugsfähige gemischte Aufwendung vorliegen. Daher sollte die Anreise am Tag vor Beginn des Sprachkurses und die Rückreise am Tag nach dessen Ende erfolgen. Auch ein bereits vor dem Auslandssprachkurs im Inland absolvierter Sprachkurs in derselben Sprache kann die Ernsthaftigkeit der beruflichen Intention des Sprachkurses belegen.

Weiterhin wird das Verhältnis der Kursgebühren zu den gesamten Kosten des Auslandssprachkurses betrachtet. Sind die Kosten des Sprachkurses auffällig gering, so lässt das auf eine untergeordnete Bedeutung der beruflichen Veranlassung schließen.

Kann somit eine private Mitveranlassung des Auslandssprachkurses ausgeschlossen werden, sind zunächst einmal die Kursgebühren sowie die Kosten für das Lehrmaterial steuerlich abzugsfähig. Darüber hinaus sind die Fahrt- bzw. Flugkosten sowie zumindest die Übernachtungspauschalen für das Ausland abzugsfähig. Des Weiteren können Verpflegungsmehraufwendungen geltend gemacht werden.

Dies soll am Beispiel eines vierwöchigen Sprachkurses in Malta verdeutlicht werden. Abzugsfähig sind beispielsweise:

| | |
|--|----------------------|
| - Kursgebühren: | 1.000,00 Euro |
| - Lehrmaterialien: | 100,00 Euro |
| - Flugkosten: | 400,00 Euro |
| - Übernachtungspauschale für 27 Übernachtungen à 90 Euro | 2.430,00 Euro |
| - Verpflegungsmehraufwendungen für 28 Tage à 32 Euro | 896,00 Euro |
| SUMME | 4.826,00 Euro |

Können sämtliche Kosten abgesetzt werden, ist es als Steuerpflichtiger mit durchschnittlichem Einkommen somit möglich, den Staat mit einem Betrag von über 2.000 Euro an den Ausgaben zu beteiligen, so dass die steuerlichen Voraussetzungen unbedingt eingehalten werden sollten.

Die Geschichte(n) der Europaflagge

Obwohl die Flagge mit den zwölf goldenen Sternen auf blauem Grund erst vor 50 Jahren vom Europarat eingeführt wurde, lässt sich heute nicht eindeutig belegen, warum man sich für dieses Symbol Europas entschied.

► Von Stefan Polt

In diesen Tagen wird in Brüssel ein kleines Jubiläum begangen: Die Europaflagge, das Symbol europäischer Einigung, feiert ihren fünfzigsten Geburtstag. Heute sieht man die zwölf goldenen Sterne auf blauem Hintergrund überall, sei es auf politischen Gipfeln oder auf Kfz-Kennzeichen und Banknoten.

Obwohl man den Sternenkranz hauptsächlich mit der Europäischen Union verbindet, die ihn 1986 zu ihrem offiziellen Emblem machte, war er bereits lange vorher im Gebrauch einer anderen Institution, nämlich des Europarats. Als diese Organisation in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde, stand die Findung eines gemeinsamen, vereinigenden Symbols ganz oben auf der Tagesordnung. Eine mehrmonatige Ausschreibung lieferte mehr als hundert Vorschläge, die allerdings alle aus verschiedenen Gründen verworfen wurden – entweder war ihr Symbolcharakter zu schwer nachvollziehbar oder ihr Dessin nicht gut zu reproduzieren; Vorschläge, die Kreuze enthielten (so auch die damals weit verbreitete Paneuropaflagge), wurden von den Delegierten der Türkei, aber auch anderer Staaten abgelehnt.

Was nun zwischen der erfolglos abgeschlossenen Suche und der feierlichen Annahme des Zwölfer-Sternenkranzes drei Jahre später geschah, ist nicht lückenlos zu rekonstruieren. Die wenigen historischen Dokumente, die diesen Zeitraum abdecken, widersprechen sich bisweilen sehr stark. Als halbwegs gesichert gilt nur, dass der Vorschlag der zwölf Sterne auf Arsène Heitz zurückgeht, einen Angestellten des Europarats in Straßburg. Diese historische Grauzone hat zu unzähligen Spekulationen über die Entste-

hung der endgültigen Flagge geführt. Im Mittelpunkt der Erzählungen stehen der bereits erwähnte Arsène Heitz und Paul M.G. Lévy, damaliger Informations- und Pressedirektor des Europarats. Heitz sei bei seinem Vorschlag der zwölf Sterne von einem Marienbildnis inspiriert worden, das die Muttergottes mit einem Sternenkranz über ihrem Kopf zeigt. Lévy wiederum, der diesen Entwurf unterstützt, aber mit der Ablehnung der christlichen Symbolik gerechnet habe, habe den Verantwortlichen die marianische Inspiration bewusst verschwiegen und die zwölf Sterne als (laizistisches) Symbol der Vollkommenheit präsentiert.

Zunächst erscheinen die verschiedenen Geschichten glaubwürdig, wurden sie doch von Journalisten, Priestern und Geschichtswissenschaftlern verfasst, von denen einige vorgeben, Heitz persönlich begegnet zu sein. Einer genaueren Überprüfung halten sie allerdings nicht stand. Die vielen historischen Ungereimtheiten und Fehler, die den Autoren unterlaufen, legen die Vermutung nahe, dass die Geschichten frei erfunden sind – ebenso die Tatsache, dass Heitz zeitlebens nie eine ähnliche Aussage gemacht hat und zur Zeit der Veröffentlichungen scheinbar bereits tot war, sich also diesbezüglich nicht mehr äußern konnte.

Dass die Geschichten nicht (allein) auf Fakten beruhen, schmälert indes nicht ihre Bedeutung. Es hilft vielmehr dabei, sie als das zu betrachten, was sie sind: Mythen. Als solche spiegeln sie die Rolle und Bedeutung der (katholischen) Kirche

im heutigen Europa wider. In der Tat wird die Flagge immer wieder – besonders in südeuropäischen Medien – als Argument für die „katholische Identität“ der Europäischen Union angeführt; manch einer sprach gar von einem Zeichen „katholischer Überlegenheit“.

In den vergangenen Monaten und Jahren tauchten die Geschichten vermehrt auf, standen doch wichtige Entscheidungen auf europäischer Ebene an: Soll die EU-Verfassung einen expliziten Gottesbezug enthalten? Soll die EU Beitrittsverhandlungen mit einem muslimi-



Die zwölf Sterne der Europaflagge – laizistisches Symbol der Vollkommenheit oder eine Anlehnung an den Sternenkranz eines Muttergottesbildes? Die Wahrheit liegt in einer historischen Grauzone.

sehen Land aufnehmen? Durch die scheinbar marianische Flagge sahen sich viele im katholischen Süden Europas in ihrer Position zu diesen Fragen bestätigt, während Europaskeptiker im protestantischen Norden die Mythen nur als weitere Bestätigung ihrer immer wieder geäußerten Kritik der „katholischen Verschwörung“ betrachteten.

Die Hauptfunktion eines Mythos ist es, Herkunft, Identität und Selbstverständnis einer sozialen Gruppe zu erklären. Lässt man also die Theorien über „katholische Überlegenheit“ und „katholische Verschwörungen“ für einen Moment beiseite, gibt die historisch unwahrscheinlichste Geschichte von allen die Antwort auf die Frage nach der Identität des heutigen Europas gibt: Entstanden sei es, um den gegenseitigen Hass zu überwinden und einen vielversprechenden Neuanfang zu schaffen.



ERNST ARNOLD BAUER

Der populärste Träumer aller Zeiten

Vor 400 Jahren erschien mit „Don Quijote“ von Miguel de Cervantes eines der grundlegenden Werke der Weltliteratur. Der Ritter von der traurigen Gestalt beflügelt auch heute noch die Phantasie vieler Leser und diente in den letzten Jahrhunderten als Vorlage für zahllose Interpretationen.

► Von Sonja M. Steckbauer

Wer kennt sie nicht, Don Quijote im Kampf gegen Windmühlen, die er für Giganten hält, und seinen treuen Begleiter Sancho Panza im vergeblichen Streben, seinen Herren vor dessen eingebildeten Abenteuern zu beschützen? Diese beiden so unterschiedlichen Figuren sind die Verkörperung von Illusion und Realität; die Grenzbereiche und -überschreitungen der Wahrnehmung sind somit als zentrale Themen des Romans zu sehen. In seiner „Vorrede“ bezeich-

net sich Miguel de Cervantes Saavedra als Stiefvater des Don Quijote und weist darauf hin, dass die Geschichte des berühmten Don Quijote ein „Spiegel der gesamten fahrenden Ritterschaft“ sein soll. Doch dieses Spiegelbild zeigt die vor ihm stehende Person seitenverkehrt, manchmal auch verzerrt bis hin zur völligen Auflösung. So wie Diego Velázquez fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des *Don Quijote* in seinem Gemälde „Las meninas“ den Spiegel einsetzen wird, um dem Betrachter ein mehrfach verstelltes Abbild der Wirklichkeit zu präsentie-

ren, tut dies Miguel de Cervantes mit der literarischen Schöpfung seines „Sohnes“. Eine klare Botschaft scheint diese beiden Künstler zu verbinden: Wahr ist nicht das, was dargestellt wird, sondern in der künstlerischen Repräsentation ist eine mehrfach umgestellte Wahrheit zu erkennen, und es ist Aufgabe des Betrachters bzw. Lesers diese zu entschlüsseln.

Während sich dem heutigen Leser immer wieder neue Aspekte des Romans auftun, wurde er zu seiner Zeit vorwiegend zur Unterhaltung, als Parodie auf den Ritterroman, der schon einige Zeit aus der Mode gekommen war, gelesen. Der Roman *Don Quijote* war aber auch eine Abrechnung des Autors mit einer Welt, von der er zutiefst enttäuscht war. Das Schicksal hatte es nicht gut mit Cervantes gemeint, und er hatte vermutlich während eines Gefängnisaufenthaltes

den Entschluss zum Schreiben dieser parodistischen Darstellung der Wirklichkeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts in Spanien gefasst. So musste er vor der Veröffentlichung erst Gönner finden, die es von der literarischen Bedeutung seiner Romane zu überzeugen galt. In der Widmung an den Grafen von Lemos, die dem Zweiten Teil voran gestellt ist, erwähnt er nicht ohne Stolz eine Einladung nach China, um dort seinen Roman vorzulesen, berichtet aber gleichzeitig, dass ihm weder seine Gesundheit noch seine finanzielle Situation eine derartige Reise erlauben würden: „[...] abgesehen davon, dass ich krank bin, bin ich völlig ohne Geld, [...]“. Dieses Eingeständnis ist eines der deutlichsten Zeugnisse der Lebensumstände von Miguel de Cervantes kurz vor seinem Tod.

Aus heutiger Sicht ist *Don Quijote* eines der lustigsten und traurigsten Bücher zugleich. Diese Mischung aus Komik und Tragik wird vor allem durch die zentrale Figurenkonstellation des Romans bewirkt: Der „Ritter von der traurigen Gestalt“ Don Quijote und sein Knappe Sancho Panza – sie bedingen, sie ergänzen einander. In Literatur und Film finden wir sie heute immer und immer wieder, von Tom Sawyer und Huckleberry Finn über Asterix und Obelix bis hin zu Tolkiens Hobbits Frodo und Sam. Die beiden Hauptfiguren des Romans sind zu Archetypen geworden, die in dieser Parodie auf den Ritterroman ihren Ursprung finden. Don Quijote und Sancho Panza repräsentieren den Träumer und den Bodenständigen, den Idealisten und den Realisten, sie bilden die beiden Seiten einer Medaille. Ihr Spiel und Gegenspiel bedingt ihre Entwicklung, was im Roman sowohl in ihrem Tun als auch in ihrer Sprache zum Ausdruck kommt: „Und das Schöne und zugleich wunderbar Widersprüchliche dieser Beziehung besteht darin, dass Don Quijote sich einerseits ständig über die Realitäten hinwegsetzt, während er andererseits, nämlich bezüglich Sancho [...], die schönste Rücksicht auf sie nimmt“, schrieb Hans-Jörg Neuschäfer 2004 in der Neuen Zürcher Zeitung.

Die Beziehung zwischen Don Quijote und Sancho Panza wird um eine wesentliche Dimension erweitert, die der Dulcinea. Es ist Don Quijotes ritterliche Verpflichtung, seine Ritterfahrten und Abenteuer in den Dienst einer Holden zu stellen, ihre erträumte Existenz ist eine der Grundbedingungen überhaupt für sein ritterliches Tun. Doch gerade in diesem Aspekt, der in einigen Verfilmungen der vergangenen Jahrzehnte besonders hervorgehoben und auch mit Vorliebe entfremdet wurde (z. B. in *Der Mann von La Mancha*, 1972, Regie: Arthur Hiller), ist die Divergenz menschlichen Denkens zwischen dem Herren und seinem Diener am deutlichsten. Sancho Panza, der weder an die Existenz noch an die Verzauberung der Dulcinea glaubt, erfindet sie schließlich selbst, um seinem Herren damit eine Freude zu machen (vgl. II. Teil, Kap. 10).

Das Wechselspiel der beiden Hauptfiguren eröffnet dem Leser gleichzeitig die Möglichkeit, sich mit der einen oder der anderen Person zu identifizieren. Somit reiten Don Quijote und Sancho Panza immer wieder und immer weiter nebeneinander in den Tiefen der menschlichen Seele. Der peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa sieht in ihnen eine Personifizierung der beiden Ebenen des menschlichen Seins und hält das Wechselspiel zwischen den beiden für den Hauptgrund der immer währenden Aktualität des Romans.

Gegen Ende des Zweiten Teils zeichnet sich der bevorstehende Tod des Protagonisten ab. Miguel de Cervantes sah es als Notwendigkeit an, seinen „Sohn“ sterben zu lassen, damit die Geschichte des Don Quijote nicht wieder fortgesetzt werden könne, wie es nach dem Erscheinen des Ersten Teils geschehen war. Bekanntlich wurde unter dem Pseudonym Alonso Fernández de Avellaneda die Geschichte des Don Quijote weiter geschrieben, sein Roman *Don Quijote de la Mancha* war 1614 erschienen. Als Antwort auf diese ungeliebte Veröffentlichung verspricht Miguel de Cervantes in seiner Vorrede zum Zweiten Teil, „[...] dass ich dir [dem Leser] darin

den Don Quijote in seinem weiteren Lebenslaufe und zuletzt gestorben und begraben darbiete, [...]“. Miguel de Cervantes, selbst dem Tod schon nah, lässt also seinen Don Quijote sterben, um ihn vor einem weiteren Leben in Romanen wie dem von Avellaneda zu beschützen.

Auf seinem Sterbebett erwünscht der Protagonist das Lesen von Ritterromanen und gibt ihm die Schuld an seinen eigenen Verwirrungen und Verirrungen. Er will von nun an wieder Alonso Quijano genannt werden und verabschiedet sich unter diesem, seinem alten Namen von der Welt. Es stirbt also Alonso Quijano, kurz nachdem er seiner anderen Identität Don Quijote abgeschworen hatte. Genau so, wie es dem Ritter des Weißen Mondes – respektive Sansón Carrasco, Anwalt und Verlobter seiner Nichte – im Falle einer Niederlage versprochen hatte und so, wie es seine Nichte und seine Haushälterin von ihm erwartet hatten. Nach drei wenig glücklichen Ausfahrten wird der Ort in der Mancha, „an dessen Namen ich mich nicht erinnern will“, auch zum Grab der Hauptfigur. Dieser Tod zieht Parallelen zu der berühmtesten zeitgenössischen Bekehrung, der des baskischen Hidalgo Ignacio de Loyola, der 1521 am Rande des Todes die Ritterromane durch erbauliche Bücher ersetzte.

Wenn Alonso Quijano zum Zeitpunkt seines Todes nicht mehr Don Quijote ist, so lässt diese Tatsache aber im Unterschied zum historischen Abschwören Loyolas den Schluss offen, dass es jedem – und auch heute noch, beinahe 400 Jahre nach dem Tod seines Schöpfers – freisteht, in seine Rolle zu schlüpfen. Miguel de Unamunos Interpretation des Romanendes zufolge bekehrte sich zwar Alonso Quijano, nicht aber sein Alter Ego: „Dieser [Don Quijote] ermutigt uns immer noch, den Narren in der Welt zu spielen; dieser ist unsterblich.“ Somit darf jeder Don Quijote sein und seinen Illusionen nachreiten, um sie in seine eigene Realität zu verwandeln. Er kann sich zu seiner eigenen „Donquichotterie“ verleiten lassen, einer „Torheit aus weltfremdem Idealismus“, wie im Duden dieses aus der

Romanfigur entstandene Wort erklärt wird – und sich somit einmal mehr der Eingang des Romans in den Sprachgebrauch bestätigt findet.

Für den Leser und somit auch für den zukünftigen Schriftsteller ist Don Quijote damit zum Allgemeinbesitz der Phantasie geworden, er kann ihn auf neue Abenteuer einladen und ihm seine eigenen Zerrbilder der Wirklichkeit entgegenhalten. Sowohl im 1989 erschienenen Roman *El general en su laberinto* (Der General in seinem Labyrinth) des kolumbianischen Schriftstellers Gabriel García Márquez wie auch im 1992 erschienenen Roman *Vigilia del Almirante* (Nachtwache des Admirals) des paraguayischen Schriftstellers Augusto Roa Bastos stirbt Simón Bolívar respektive Cristóbal Colón in Anklang an den Tod des Alonso Quijana alias Don Quijote. Damit offerieren diese beiden Autoren des lateinamerikanischen Booms, die wie unzählige andere *Don Quijote* in ihr Werk einfließen lassen, einerseits eine Hommage an den Autor des bedeutendsten Werkes der Weltliteratur. Gleichzeitig aber bietet das von den Autoren gewählte Romanende die Interpretation an, dass ihre Protagonisten – ebenso wie Don Quijote – vor ihrem Tod erkennen mussten, dass sie sich Zeit ihres Lebens einer Illusion hingegeben hatten, die es heute – hunderte von Jahren nach ihrem Tod – richtig zu stellen gilt.

Im Nachwort der deutschen Übersetzung von Ludwig Braunfels greift Fritz Martini den Verdacht Miguel de Unamunos auf, „[...] dass Cervantes starb, ohne die ganze Tragweite seines Quijote erfasst, ja vielleicht ohne ihn überhaupt richtig verstanden zu haben“. Mit dieser Aussage nimmt der spanische Schriftsteller Bezug auf die mannigfaltige literarische und künstlerische Interpretation des Romans in den vergangenen vier Jahrhunderten, die Miguel de Cervantes beim Verfassen des Ersten Teils nicht ahnen konnte. Für die damalige Zeit ungewöhnlich war, dass dieser erste Teil des *Don Quijote* bereits zehn Jahre nach seinem Erscheinen ins Französische, Italienische und Deutsche übersetzt erschien, zudem wurde er im Original in Lateinamerika gelesen. Don

Quijote reiste schneller und weiter als sein literarischer Vater, dem die Überquerung des Atlantiks Zeit seines Lebens verwehrt geblieben war, denn 1590 war Miguel de Cervantes eine Ausreise nach Amerika und dortige Anstellung vom spanischen König verweigert worden.

Keine Romanfigur ist so häufig in den unterschiedlichsten Variationen wieder aufgetaucht, hat wie Don Quijote Eingang gefunden in Redewendungen und Werbespots, in Schlagern und Opern, in Comic-Strips und Ölgemälden. Bereits 1613 wurde Don Quijote mit Sancho Panza zum ersten Mal bildlich dargestellt, von Andreas Bretschneider, dem der Roman vermutlich in Dresden übersetzt vorgelesen wurde. Die darauf folgenden Illustrationen des Bandes veranschaulichen die unterschiedlichen Interpretationen des Romans im Verlauf der Jahrhunderte. Sie bilden ein Kaleidoskop der möglichen Lesarten von der Mitte des 17. Jahrhunderts (Jacob Savery, 1657) bis heute und leisten einen wesentlichen Beitrag zur Verbreitung des Don Quijote über die Jahrhunderte. Pablo Picassos „Don Quijote“ (Lithografie, 1955) ist um die ganze Welt geritten. Walter Benjamin bezeichnet Don Quijote als das „erste große Buch der Gattung [des Romans]“ und weist gleichzeitig auf „die Seelengröße, die Kühnheit, die Hilfsbereitschaft eines der Edelsten eben des Don Quichote [sic]“ hin. Thomas Mann nimmt sich dieses „Weltbuch“ im Jahr 1934 auf seine Weltreise über den Atlantik mit und kommentiert in seiner „Meerfahrt

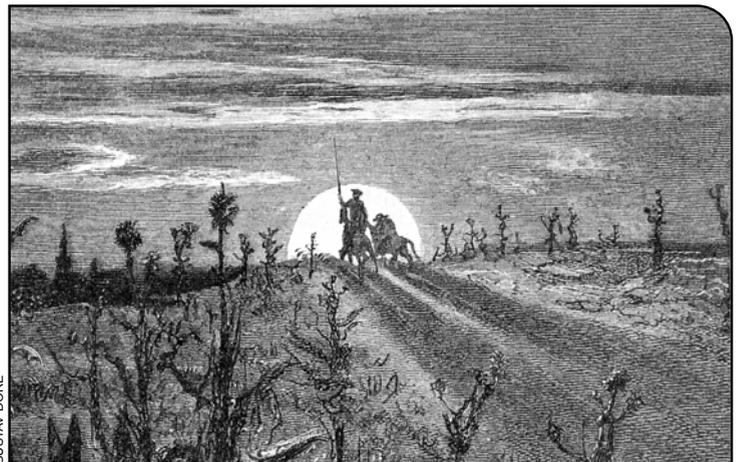
mit ‚Don Quijote‘“, dass ihn das „menschlich Mehrschichtige“ an diesem Roman am meisten beeindruckt.

Don Quijote ist vieles: ein Ritter, ein Spinner, ein Träumer, ein Freund, ein Liebender. Don Quijote ist dies alles und alles gleichzeitig, und darin liegt wohl der Schlüssel für seine Popularität über 400 Jahre hinweg.

LITERATUR

Unter dem Titel „Don Quijote und seine Aktualität nach 400 Jahren“ veranstaltete die Autorin im Juni 2005 ein interdisziplinäres Kolloquium an der KU mit Unterstützung der Maximilian Bickhoff-Stiftung, der Universitätsbibliothek und des Zentralinstituts für Lateinamerika-Studien. Ziel war es, in der Interpretation des Romans Kunst und Literaturwissenschaft zusammen zu führen. In der Staats- und Seminarbibliothek wurde mit dem Symposium die gleichnamige Ausstellung von Ernst Arnold Bauer eröffnet, in der der Eichstätter Künstler die Illustrationen des Romans um seine eigenen Auslegungen bereicherte und dabei neue Akzente setzte.

Die Beiträge dieses Kolloquiums werden zusammen mit denen einer von Prof. Dr. Klaus-Dieter Ertler an der Universität Graz veranstalteten Tagung veröffentlicht und erscheinen 2006 bei Peter Lang unter dem Titel „Don Quijote – ein widerspenstiger Klassiker“.



GUSTAV DORÉ

Vernetztes Standortmanagement

Beim Wettbewerb um die Gunst zahlender Gäste gilt es zukünftig, den Tourismus nicht getrennt vom Rest der regionalen Wirtschaft zu betrachten und die strategische Planung nicht auf die eigenen Landkreisgrenzen zu beschränken. Über die Perspektiven integrierter Standortplanung.

► Von Harald Pechlaner

Regionen und Destinationen stehen mehr denn je unter einem beträchtlichen Druck. Öffentliche Investitionen in die Basisfaktoren eines wettbewerbsfähigen Standortes, wie z. B. Verkehrswege oder Bahnlinien, sind in Zeiten knapper werdender öffentlicher Haushalte nur unter erschwerten Bedingungen durchsetzbar und erfordern ein hohes Maß an politischer und wirtschaftlicher Durchsetzungskraft in den intensiver werdenden Verteilungskämpfen. Umgekehrt gibt es zwischen den Standorten aber auch einen Wettbewerb zur Verschonung von unerwünschten Investitionen, wie z. B. der Bau von Gefängnissen oder die Errichtung von Industrieanlagen oder Verkehrsverbindungen in touristisch attraktiven Standorten. Standorte sind Systeme von Wettbewerbsfaktoren, welche bestimmten Zielgruppen (wie z. B. Wirtschaftstreibenden, der Bevölkerung oder Gästen) für die Produktion oder Konsumation von Produkten und Dienstleistungen attraktiv erscheinen. Moderne Standortkonzeptionen sind letztlich ein Bindeglied zwischen Räumen, die als solche von bestimmten Zielgruppen wahrgenommen werden, weil sie identitätstiftend oder normativ geregelt sind, und andererseits den Räumen, in denen der Gast oder eine Zielgruppe jene Produkte und Dienstleistungen vorfindet, welche für den Aufenthalt als wichtig erachtet werden. Modernes Standortmanagement berücksichtigt ex ante tourismusspezifische Aspekte aus zweierlei Sicht: Zum einen arbeitet das Tourismusmanagement in Räumen, die weniger in ihrer normativen Abgrenzung wahrgenommen

werden, sondern vielmehr als Images und Produkt; andererseits berücksichtigt das Tourismusmanagement in hohem Maße Dienstleistungen als zumindest ergänzendes Modul in touristischen Angebotssystemen. Aufgrund der zunehmenden Vernetzung zwischen mehr oder weniger verwandten Branchen – vor allem durch Technologien und mul-

von modernen Standortkonzepten, welche einerseits die Attraktivität von Industriestandorten durch gezielte Dienstleistungskomponenten erhöhen, und/oder andererseits die Attraktivität von Dienstleistungs-/Tourismusstandorten, welche durch z. B. besondere Industrieprodukte (Sportartikel, Glas, Automobile) oder Shoppingzentren zu erweiterten Attraktionspunkten machen und für eine Vielzahl von Kunden bzw. Märkten interessant sind.

Touristische Destinationen sind Standorte, welche von bestimmten Zielgruppen als relevante Zielgebiete wahrgenommen werden. Sie sind jene Ketten von Produkten



BAYERN TOURISMUS

Eine reizvolle Landschaft ist ein wichtiger Wettbewerbsfaktor für touristische Standorte. Künftig lautet die Frage jedoch nicht nur „Was hat eine Region?“, sondern „Was kann eine Region?“ – mit dem Ziel der Integration anderer Branchen im Tourismus.

tionale Kundenbedürfnisse – können es sich selbst moderne Industriestandorte nicht mehr leisten, die durch den Tourismus geprägte Image- und Dienstleistungskomponente im Standortmanagement außer Acht zu lassen. Aus dieser Perspektive ist es nicht sinnvoll, ausschließlich von Industrie-, Gewerbe-, Handels- oder Tourismusstandorten zu sprechen, sondern mehr denn je

und Dienstleistungen, welche von bestimmten Zielgruppen für einen Aufenthalt als wichtig erachtet werden. Auch zwischen diesen (touristischen) Standorten herrscht intensiver Wettbewerb: Konkurrenz um Gäste und Besucher bzw. Nächtigungen und Ankünfte sowie Frequenzen, Konkurrenz um Investitionen in Attraktionspunkte (Sehenswürdigkeiten, Erlebniswelten),

Konkurrenz um strategische Allianzen (z. B. exklusive Vereinbarungen zu Co-Banding), aber auch Konkurrenz um Budgets für Marketing und Produktentwicklung.

Ein essentieller Unterschied zwischen touristischen Destinationen und Industriestandorten ist jedoch gegeben: Die Tourismuswirtschaft erbringt ihre Leistungen dort, wo sie auch konsumiert werden. Das Zielgebiet stellt aus der Sicht des Dienstleisters oder Produzenten denjenigen Standort dar, an welchem das Angebot und das Produkt entsteht und auch konsumiert wird. Ein Standort ist nach Hammann (1995) „die in einem regionalen bzw. kommunalen Raum abgegrenzte, geographische Einheit unter Berücksichtigung ihrer geophysischen, ökologischen, soziokulturellen und infrastrukturellen Merkmale, zuzüglich der an, auf und in dieser Einheit anbotbaren Dienstleistungen“. Der Standort ist letztlich die Region, in welcher – aus der Sicht des Anbieters – eine (touristische) Dienstleistung erbracht wird.

In der Literatur wird zudem häufig zwischen Standort und Region unterschieden, nicht zuletzt im Bereich des Marketing: Standortmarketing konzentriert sich dabei auf die Gestaltung der Beziehungen

zu Investoren, während man im regionalen Marketing zusätzliche Zielgruppen anspricht u. a. auch die potentiellen Touristen. Häufig wird die Region dabei als zusammenhängende geographische Einheit betrachtet, die größer als eine Kommune ist. Regionen sind Räume, die als solche von bestimmten Zielgruppen wahrgenommen werden, weil sie „Identität“ stiften, normativ geregelt sind (z. B. Gültigkeitsbereich von Gesetzen) ähnliche sozioökonomische Systeme die Möglichkeit der „Regionalisierung“ ermöglichen (z. B. Betriebe einer bestimmten Branche), und/oder bestimmte Verflechtungen neue Regionen bilden. Destinationen wiederum sind zusammenfassend jene Räume, die dem Gast jene Produkte bieten, die er für seinen Aufenthalt als wichtig erachtet. Räume werden zu Bewegungsräumen im Rahmen der Konsumation von Produkten und Dienstleistungen.

Neben der Zusammenführung wichtiger Partner geht es vor allem um die Sicherung ausreichender Ressourcen und die Entwicklung und Umsetzung attraktiver Produkte und Dienstleistungen. Entwicklung bedeutet im Standortmanagement insgesamt die Einbindung und Begeisterung der Leistungsträger und die Schaffung einer Motivation

zur Wahrnehmung ihrer Handlungsverantwortung. Vermarktung schließlich bezieht sich auf die Gesamtverantwortung für markenfähige Produkte, die Vertriebskompetenz unter einem gemeinsamen Markendach und die Möglichkeit der Sanktionierung durch die Qualitätssicherung.

Die regionale Konzentration von Wissen und Kompetenzen als Standortfaktor nutzen.

In Wirtschaftskreisen gewinnt zunehmend die Erkenntnis Oberhand, dass das in einer Region vorhandene Wissen sowie die Erfahrungen und Kompetenzen die Wettbewerbsfähigkeit von Standorten maßgeblich beeinflussen können. Eine bestimmte räumliche Konzentration von Produktions- und/oder Dienstleistungsunternehmen, die sich gegenseitig ergänzen, sind als räumliche Konzentration die Grundlage für diese Wettbewerbsfähigkeit. Eine Untersuchung bei 147 Unternehmen mit standardisierten Fragebögen in der Region rund um Eichstätt im Jahre 2004 hat ergeben, dass die regionale Konzentration einer Branche nach Meinung der befragten Akteure den höchsten Einfluss auf die Wettbewerbsfähigkeit des Standortes hat, gefolgt von einer spezifischen

Diffenziatoren

- spezielle und einzigartige Kompetenzen
- spezielle und einzigartige Fähigkeiten
- spezielle und einzigartige Eigenheiten

Wettbewerbsfaktoren

- **Naturräumliche Ressourcen**
- **vernetzte Angebote** (z.B. zwischen Kultur, Industrie und Tourismus)
 - Events
- **Attraktionspunkte** (z.B. attraktive Innenstädte)
- **Spezielles Design** (z.B. Architektur)

Basisfaktoren

- **„Auffindbar sein“**: Kommunikation über wettbewerbsfähige Vertriebskanäle mit entsprechenden Projektbündeln auf Grundlage eines Bekanntheitsgrades
- **Erreichbarkeit** (Transportsysteme/Verkehrsanbindung)
- **Verfügbarkeit von Kernleistungen** (Unterbringung/Verpflegung)

Neben grundlegenden Basisfaktoren sind im Wettbewerb touristischer Standorte zwei weitere Ebenen von den Akteuren zu berücksichtigen.

Kompetenzentwicklung bei den Akteuren selbst. Für die Wirtschaftspolitik ist demzufolge von Bedeutung, zu wissen, dass die Ansiedlung von gleichen oder ähnlichen Branchen, Industrien und Sektoren deren Verflechtung grundsätzlich begünstigt und demzufolge ein spezielles Wissen und besondere Kompetenzen hervorbringen, die den Standort nicht nur für Akteure selbst attraktiv machen, sondern den Standort vor allem nach außen wahrnehmbar machen.

Ein Standort ist somit dann wettbewerbsfähig, wenn relevante Kunden des Standortes (z. B. Unternehmen mit Interesse an neuen Standorten) ihn als solchen erkennen. Die Vernetzung der Angebote, spezielle Attraktionspunkte, ein spezielles Design (z. B. Architekturformen), naturräumliche Ressourcen und eben die bewusste Förderung von Agglomerationen stellen essentielle Wettbewerbsfaktoren für die Standortentwicklung dar. Mit diesen Faktoren steht man im direkten Wettbewerb zu anderen Standorten. Die Verfügbarkeit von Kernleistungen (Unterbringung, Verpflegung, Transportsysteme) stellen Basisfaktoren dar, welche von interessierten Kunden des Standortes als Grundvoraussetzung angenommen werden. Insofern unterscheiden sie sich von den vorhin genannten Wettbewerbsfaktoren, weil deren Verfügbarkeit die Zufriedenheit mit dem Standort nicht wesentlich steigert, bei Fehlen der Basisfaktoren die Unzufriedenheit jedoch massiv steigt.

Kooperationsvorteile machen nicht an den normativen Grenzen von Regionen halt.

Staortmanagement bedeutet aber auch die Suche nach den so genannten Differenziatoren: Spezielle und einzigartige Kompetenzen, Fähigkeiten und Eigenheiten ermöglichen innerhalb der regionalen Branchen spezifische Agglomerationen sowie echte Spezialisierungs- und Kooperationsvorteile, die an den normativen Grenzen von Regionen nicht halt machen. Die zunehmende Trennung von Wohn-,

Arbeits- und Freizeiträumen erfordert geradezu Spezialisierungs- und Kooperationsvorteile, die den jeweiligen Segmenten Möglichkeit geben, klarer zwischen Wohn-, Arbeits- und Freizeitorien zu unterscheiden. Die Erreichbarkeit sowie die Verfügbarkeit von Kernleistungen sind dabei nicht ausschlaggebend, sondern werden als Voraussetzung betrachtet, um im Rahmen eines entsprechenden Mobilitätsverhaltens die Wohn-, Freizeit- und Arbeitsorte bequem „erleben“ zu können.

Im Rahmen der oben genannten empirischen Erhebung in der Region Eichstätt und Umgebung wurden Unternehmen aus unterschiedlichen Branchen im Hinblick auf ihre Zufriedenheit mit standortrelevanten Faktoren befragt. Mit den Standortfaktoren „Geografische Lage“, „Angebot zentraler Dienstleistungen“ sowie „Infrastruktur vor Ort“ waren die Teilnehmer der Erhebung teilweise sehr zufrieden. Im Hinblick auf die regionale Konzentration der Branche sind die Teilnehmer wegen der Nähe zu ihren Kunden, zu ihren Lieferanten und zu verwandten Branchen zufrieden. Weniger zufrieden sind sie neben der Nachfrageentwicklung in der Region mit der Verfügbarkeit von qualifizierten Arbeitskräften in der Region. Drittens wurde abgefragt wie zufrieden die Unternehmen mit der regionalen Kompetenzentwicklung hinsichtlich verschiedener Attribute sind: „Kompetente, anspruchsvolle Kunden“, „Einzigartigkeitstellung der Leistung in der Region“ sowie „Kompetenzen der Zulieferer“ schnitten dabei am besten ab. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die geografische Lage und die Vernetzung der Branchen als wichtige Wettbewerbsfaktoren gesehen werden, während die politischen Gegebenheiten, die regionale Verfügbarkeit von Kapital sowie die Nähe zu den Kunden als Basisfaktoren bezeichnet werden.

Wirtschaftliche und gesellschaftliche Regionalisierungstendenzen haben letztlich für eine Vielzahl von Bezugsgruppen Konsequenzen. Auch im Politik- und Verwaltungsbereich

hinterlassen Regionalisierungstendenzen Spuren: Zum einen findet eine horizontale Verflechtung und damit eine stärkere Vernetzung von Akteuren außerhalb traditioneller politischer administrativer Systeme statt, was vielfach zu Public-Private-Partnerships führt; zum anderen ermöglicht eine zunehmende vertikale Verflechtung von Verwaltungs-, Politik- und Wirtschaftssystemen hybride Schnittstellen zwischen kommunaler, Landkreis-, Bezirks- und staatlicher Ebene. Die zunehmende Verflechtung dieser Ebenen ermöglicht immer weniger die klare Abgrenzung von Aufgaben, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten nicht nur im Standortmanagement sondern weit darüber hinaus.

Erfolgreich sind im Standortmanagement sowie in der Standortentwicklung insgesamt jene Räume, die Konzentration an speziellem Wissen in speziellen Produktions- und Dienstleistungsbranchen aufweisen. Entscheidend ist dabei, von Beginn an die möglichen Kooperations- und Verflechtungspotenziale mit umliegenden normativen Räumen zu bedenken und integrative Spezialisierungsvorteile durch gezielte Kooperation mit anderen Kommunen, Landkreisen und/oder Bezirken zu suchen.

Staortmanagement ist ein Thema der Zukunft und eröffnet beträchtliche Möglichkeiten im Spannungsfeld von Industrie, Gewerbe, Handel und Tourismus. Attraktionspunkte ergeben sich vielfach aus der Vernetzung unterschiedlicher Branchen, Industrien und Sektoren. Destinationsmanagement im Tourismus geht davon aus, dass der Gast traditionelle Raum- und Angebotsgefüge immer mehr in Frage stellt; viele Industrien wissen, dass ihre Kunden, aber auch ihre Arbeitskräfte vielfach jenseits der traditionellen Markt- und Wettbewerbsgrenzen zu finden sind. Diese Herausforderungen vertikaler und horizontaler Vernetzung vor dem Hintergrund beträchtlichen Wandels im Wirtschafts-, Gesellschafts- und Politikgefüge auf internationaler Ebene ermöglichen somit ein neues Standortmanagement mit neuen Vorzeichen.

Konflikte in Erfolge verwandeln

Angesichts einer fortschreitenden Internationalisierung der Wirtschaft müssen Unternehmen in ihren Geschäftsbeziehungen mit interkulturellen Divergenzen umzugehen wissen, um Konflikte möglichst effizient handhaben zu können.

► Von Nicolai Scherle

Konflikte sind ein universelles und in allen Bereichen menschlichen Lebens anzutreffendes Phänomen, das in der Regel mit negativen, zumindest zwiespältigen Konnotationen belegt wird. Sie sind vor allem dann

das inhaltliche Interesse an der Handhabung von Konflikten deutlich gestiegen. Um den entsprechenden Herausforderungen gerecht zu werden, müssen die betroffenen Unternehmen ihre Strukturen an die Erfordernisse der veränderten Weltwirtschaft anpassen und lernen, mit

einer Zunahme an interkulturellen Divergenzen umzugehen. Somit stellt sich für international tätige Unternehmen explizit die Frage, welche spezifischen Konflikte in einem interkulturellen Kontext auftreten können bzw. wie sich diese möglichst effizient handhaben lassen. Dieser komplexen Fragestellung trug auch der Bayerische Forschungsverbund Area Studies (FORAREA) Rechnung, indem er am Lehrstuhl für

Kulturgeographie ein interdisziplinäres Drittmittelprojekt förderte, das sich im Rahmen des interkulturellen Kooperationsgeschehens mit Konflikterfahrungen respektive dem Umgang mit Konflikten beschäftigte. Ausgangspunkt für eine Untersuchung dieser Thematik war nicht zuletzt die Erkenntnis, dass sich ein erfolgreiches Konfliktmanagement immer mehr zu einem zentralen strategischen Erfolgsfaktor im Kontext der Internationalisierung von Unternehmensaktivitäten entwickelt. Als Untersuchungsobjekte fungierten – einerseits eingedenk des konzeptionellen Schwerpunkts des Lehrstuhls, andererseits vor dem Hintergrund ihrer dezidiert internationalen Ausrich-

tung – kooperierende Reiseveranstalter aus Deutschland und Marokko.

Zunächst einmal stellt sich aus einer eher theoretischen Perspektive die Frage, welchen Ursachen Konflikte zugrunde liegen. Eine vermeintlich einfache Frage wirft in diesem Fall große Schwierigkeiten auf, da Ursache und Wirkungen von Konflikten in der Regel wechselseitige Prozesse beschreiben und eine Ursachenanalyse keinen Anfang und kein Ende findet.

Ein weiteres Problem im Kontext der Analyse von Konfliktursachen resultiert aus dem Umstand, dass es in der unternehmerischen Praxis eine unbegrenzte Anzahl potentieller Ursachen für Konflikte gibt und diese nicht in toto identifizierbar sind. So können beispielsweise Konflikte ihre Ursache in der Persönlichkeitsstruktur der Betroffenen haben, aber auch – basierend auf defizitären Kommunikationsstrukturen – in Missverständnissen. Als ein weiteres Beispiel ließen sich ausgewählte strukturelle Konfliktursachen anführen, etwa die Organisationsstruktur international tätiger Unternehmen, die zu unterschiedlichen Interaktionsbeziehungen führt.

Last but not least spielen in grenzüberschreitenden Kooperationen kulturbedingte Konflikte eine zentrale Rolle, die aber nach wie vor sowohl in Wissenschaft als auch Praxis häufig unterschätzt werden. Wie das Forschungsprojekt deutlich machte, erscheint es gerade in interkulturellen Überschneidungssituationen für die betroffenen Akteure nahe liegender und einfacher, von den eigenkulturellen Bedingungen auszugehen und diesen Orientierungsrahmen auch auf das fremdkulturelle Umfeld zu transferieren, ungeachtet der Tatsache, dass Konflikte nur gemeinsam verhindert bzw. gelöst werden können. In diesem Kontext dürfen keinesfalls die interkulturellen Unterschiede in der Perzeption und im Umgang mit Konflikten übersehen werden: Gelten beispielsweise in individualistisch geprägten Kulturen Konflikte durchaus als vergleichsweise produktiv und steht die entsprechende Handlungsmaxime unter dem Primat der Konfliktlösung, so werden



PIXELOUJELLE

Abrüstung statt Aufrüstung: Konflikte zwischen Unternehmen aus divergierenden Kulturräumen lassen sich leichter überwinden, wenn man nicht auf dem eigenen Normen- und Wertesystem beharrt, sondern dieses kritisch reflektiert.

unvermeidlich, wenn Akteure mit divergierenden Werten, Interessenlagen, Bedürfnissen und Zielen interagieren. Kollidieren diese, so ist der entsprechende Konflikt bereits vorprogrammiert. Dabei können Konflikte durchaus konstruktiv sein, wenn die betroffenen Akteure ihre unterschiedlichen Interessen vorbringen, miteinander verhandeln und eine Einigung erzielen, die im Idealfall die Grundbedürfnisse beider Konfliktparteien befriedigt und als Motor für positive Änderungen fungiert.

Insbesondere vor dem Hintergrund einer verstärkten Globalisierung der Wirtschaft und der damit einhergehenden Zunahme internationaler Unternehmensaktivitäten ist

umgekehrt in kollektivistischen Kulturen Konflikte als eher destruktiv empfunden und die entsprechende Handlungsmaxime folgt einer Konfliktprävention.

Während in Ersteren Konflikt und Person weitgehend getrennt voneinander betrachtet werden, sind diese in Letzteren häufig eng miteinander verbunden. Diese Unterschiede münden im Rahmen von Konfliktlösungen auch in divergierenden Vorgehensweisen, die einerseits offen und direkt, andererseits ambig und indirekt sind. Die konkreten Spannungsfelder im interkulturellen Kontext lassen sich angesichts der Komplexität der Thematik kaum auf einen gemeinsamen Nenner bringen, auch wenn von auslandserfahrenen Mitarbeitern, internationalen Unternehmensberatern und im Rahmen diverser Studien bestimmte Konfliktherde immer wieder besonders hervorgehoben werden: Arbeits- und Führungsstil, Umgang mit Zeit, Akzeptanz von Hierarchien und nicht zuletzt Kommunikationsmuster.

Interkulturalität bedingt unterschiedliche Wahrnehmung von Konfliktpotenzialen.

Im Rahmen der empirischen Erhebungen mittels problemzentrierter Interviews bei jeweils dreißig deutschen und marokkanischen Reiseveranstaltern wurde deutlich, dass sich die Konfliktfelder in der bilateralen Zusammenarbeit äußerst vielschichtig gestalten. So nahm beispielsweise aus Sicht der Akteure deutscher Unternehmen die ausgesprochen kulturell geprägte Einhaltung von Zeitvorgaben eine Spitzenstellung bei der quantitativen Verortung von Konfliktfeldern in der bilateralen Zusammenarbeit ein. Seitens der marokkanischen Unternehmen prädominierte hinsichtlich der Häufigkeit wahrgenommener Konflikte der Informationsaustausch, der gleichfalls eine unverkennbar kulturelle Durchdringung aufweist. In Bezug auf die qualitativen Fallbeispiele sei exemplarisch auf einschlägige gender-spezifische Erfahrungen sowie die Implikationen des religiösen Fastenmonats Ramadan auf das Kooperationsgeschehen verwiesen.

Die angeführten Beispiele zeigen nachdrücklich, dass es im Kontext grenzüberschreitender Kooperatio-

nen zu einseitig wäre, Konflikte lediglich mit struktur- oder strategieinduzierten Ursachen in Verbindung zu bringen. Gleichwohl wurden auch immer wieder Konflikte angeführt, die man traditionell mit der unternehmerischen Praxis grenzüberschreitender Kooperationen assoziiert. In diesem Zusammenhang sei als besonders charakteristisches Beispiel der Ausfall von Zahlungsverpflichtungen angeführt. So manche in Hinblick auf prototypische Konfliktfelder getroffene Aussage betraf zunächst nicht das eigentliche Kooperationsgeschehen, sondern fokussierte rezente Defizite marokkanischer Tourismusstrukturen. Im Verlauf der geführten Interviews ergab sich dann häufig, dass entsprechende Defizite rückkoppelnd wieder Implikationen auf die bilaterale Zusammenarbeit hatten.

Wie im Rahmen des vorliegenden Drittmittelprojekts transparent wurde, gewinnt die Handhabung von Konflikten in Kooperationen, die in einen interkulturellen Kontext eingebunden sind, zusätzlich an Brisanz, da man weder auf eine kongruente normative Basis noch auf international einheitliche Gesetze zurückgreifen kann, die Orientierungspunkte für die Koordination konfligierender Interessen bieten könnten. Deshalb kann ein entsprechendes Konfliktmanagement kaum ohne eine einschlägige interkulturelle Konfliktkompetenz der jeweiligen Akteure auskommen. Vor diesem Hintergrund plädiert der Autor für ein kultursensibles Konfliktmanagement, das folgende Prämissen umfasst:

- ▶ Konflikte sollten trotz ihres ambivalenten Charakters auch dezidiert hinsichtlich ihrer positiven Wirkungen gewürdigt werden, um sie, gerade im geschäftlichen Kontext, von ihrer nach wie vor primär negativen Konnotation zu befreien,
- ▶ Konflikte sind verstärkt ganzheitlich zu kontextualisieren, da sie nicht nur struktur- und strategieinduzierte, sondern auch kulturelle Ursachen aufweisen können,
- ▶ Konflikte und deren Ursachen können verständlicher werden, wenn man auch mal einen Perspektivenwechsel vornimmt, indem man sich in die Position des counterparts versetzt,
- ▶ Konflikte und deren entsprechende Lösungen erfordern nicht nur ausreichend Zeit und Ressourcen zur

konstruktiven – von Offenheit geprägten – Austragung, sondern auch die Schaffung einer symmetrischen Kommunikationsbeziehung,

▶ Konfliktlösungen sollten weitgehend von Problemorientierung und nicht von Personalisierung geprägt sein,

▶ Konflikte in einem interkulturellen Kontext bedürfen einer kritischen Reflexion eigener Normen- und Wertesysteme sowie einer expliziten Absage an ethnozentrische Positionen,

▶ Konflikte, die sich – aus welchen Gründen auch immer – einer gemeinsamen Lösung entziehen, sollten notfalls mittels der Unterstützung eines externen Mediators angegangen werden.

Häufiges Mittel zur Konfliktlösung: Persönlicher Diskurs zwischen den Beteiligten.

Erfreulicherweise kamen bei den untersuchten Unternehmenskooperationen in erster Linie diejenigen Konfliktlösungsansätze zum Tragen, die eine vorwiegend personalisierte und diskursive Ausrichtung erkennen ließen. Dieser Umstand war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die im Fokus der vorliegenden Arbeit stehenden kleinen und mittleren Unternehmen vergleichsweise häufig auf lange Kooperationen zurückblicken konnten, die im Laufe der Zeit vielfach zu intensiven persönlichen Kontakten geführt haben. Eine personalisierte und diskursive Ausrichtung des handlings von Konflikten kam aber auch dem Faktum entgegen, dass Unternehmenskooperationen in arabischen Ländern gerade dann als besonders erfolgreich gelten, wenn man über intensive interpersonelle Kontakte verfügt und diese entsprechend pflegt. Nichtsdestotrotz wurden zuweilen auch rigorosere Konfliktlösungsansätze angewendet, jedoch schnitten diese – etwa Druck bzw. Zwang oder eine gerichtliche Lösung – in der Bewertung vergleichsweise negativ oder zumindest ambivalent ab. Das dadurch implizierte Risiko für eine bilaterale Zusammenarbeit liegt auf der Hand, nämlich dass sich die antinomischen Kräfte gegenseitig neutralisieren respektive blockieren, anstatt im produktiven Widerstreit eine kompromissorientierte Lösung zu suchen.

Musikalischer Struktur auf der Spur

Die Erforschung kognitiver Vorgänge beim Hören, Erlernen und Erinnern von Musik ermöglicht Erkenntnisse weit über musikalische Fragestellungen hinaus. Mit „structura“ entsteht an der KU derzeit ein computergestütztes Lern- und Forschungsinstrument für diesen Bereich.

► Von Christoph Louven

Musik besteht in aller Regel nicht aus einer willkürlichen oder zufälligen Reihung von Tönen, sondern gehorcht bestimmten inneren Gesetzmäßigkeiten, die dem Wort-

vanische Gamelan-Musik kennt ganz andere Zusammenklänge als die westliche Musiktradition. Das jeweilige Regelsystem ist somit kennzeichnend für einen bestimmten musikalischen Stil: Wenn man Hard Rock machen will, muss man bestimmte Dinge in der Musik anstreben und andere vermeiden, sonst ist das Ergebnis eben kein Hard Rock mehr.

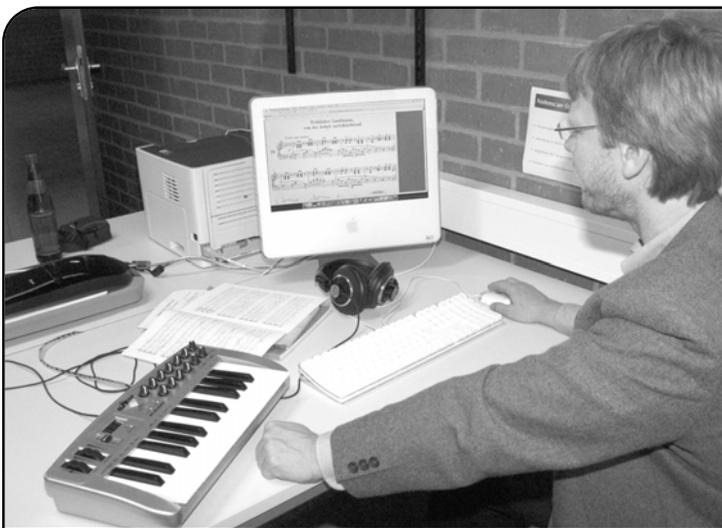
Wie in die Regeln unserer Muttersprache, so sind wir auch in die Regeln unserer musikalischen Kultur im Prozess unserer musikalischen Sozialisation in Kindheit und Jugend ohne große Anstrengung hineingewachsen. Allein durch das Hören der uns umgebenden Musik lernen wir, wie in

unserer musikalischen Umwelt z.B. Tonhöhen, Rhythmen, Zusammenklänge und Tonfolge organisiert sind. Nach und nach bilden und differenzieren sich so die kognitiven Strukturen aus, mit denen wir Musik wahrnehmen und beurteilen. Die genaue Ausformung und Differenzierung des erlernten Regelsystems hängen somit erheblich von der musikalischen Biographie des Einzelnen ab. Zudem kann man in unserer pluralen Gesellschaft eigentlich nicht mehr von einer Musikkultur sprechen, an der alle Menschen quasi automatisch Anteil nehmen. Vielmehr existieren zahlreiche verschiedene musikalische Binnenkulturen

nebeneinander: „Klassik“, Schlager, Pop, Techno, Jazz, Avantgarde, Volksmusik, Rock – die Liste ließe sich fast beliebig fortsetzen. Jede dieser Binnenkulturen findet ihre Hörerklientel und prägt diese mit den eigenen stiltypischen musikalischen Gestaltungsregeln. Die Verschiedenartigkeit der musikalischen Biographien und die Pluralität der Musikkulturen bringen es daher mit sich, dass die jeweils ausgebildeten kognitiven Strukturen als höchst individuelle Größe zu betrachten sind: Wir alle nehmen Musik auf unsere eigene, ganz persönliche Weise wahr, die sich von der Wahrnehmung unseres Nebenmanns im Konzert grundlegend unterscheiden kann.

Das individuell ausgebildete System musikalischer Gestaltungsregeln bildet für den Hörer ein unverzichtbares Bezugssystem. Da wir gelernt haben, wie Musik „normalerweise“ abläuft, können wir aus dem bisherigen Verlauf einer Musik Erwartungen auf eine „regelgerechte“ Fortsetzung ableiten. Werden die Erwartungen erfüllt, so empfinden wir die Musik als „normal“, „regelgerecht“ und „richtig“, unter Umständen aber auch als vorhersehbar und langweilig. Im umgekehrten Fall kann die Musik, je nach dem Grad der Abweichung, als überraschend, ungewöhnlich, interessant oder auch als schlicht „falsch“ empfunden werden. Damit ist die Auseinandersetzung zwischen dem implizit erlernten, individuell ausgeformten Strukturierungssystem des Hörers und den inneren Regeln eines konkreten Musikstücks die Voraussetzung für das Empfinden von musikalischer Spannung und Entspannung, deren wohl dosierte Abwechslung Musik erst schön und interessant macht.

Für die meisten Hörer ist es nicht erforderlich, dass sie sich das musikalische Regelsystem bewusst machen und in seinen Strukturen benennen können. Wie beim Sprechen der Muttersprache, so kann dieses für den Musikgenuss so wichtige System auch wunderbar funktionieren, ohne dass man jemals etwas von



SCHULTE STRÄTHAUS

Vom Notendruck über Komposition bis hin zur Musikanalyse – wie beispielsweise mit dem Programm structura – bietet das neue Midilabor der KU vielfältige Anwendungsmöglichkeiten in Musikwissenschaft und Musikpädagogik.

schatz und der Grammatik einer Sprache vergleichbar sind. Dieses innermusikalische Regelwerk bestimmt, welche musikalischen Gestaltungselemente – z.B. Töne, Tonfolgen oder Zusammenklänge – in welcher konkreten Situation verwendet werden können oder müssen oder welche auch vollkommen ausgeschlossen sind, wenn die Musik vom Hörer als sinnvoll gestaltet erlebt werden soll. Diese Regeln sind dabei keineswegs naturgegeben, sondern haben sich in verschiedenen Zeiten und Kulturen ganz unterschiedlich entwickelt: Die Barockmusik verwendet andere Akkordfolgen als der Free Jazz, die ja-

Intervallnamen, Akkordbezeichnungen oder Kadenzabläufen gehört hat. Anders sieht es aus, wenn man sich professionell mit Musik beschäftigt. Es ist dann meist unverzichtbar, die Mechanismen des musikalischen Regelsystems bewusst reflektieren sowie die musikalischen Strukturelemente allein durch das Hören identifizieren und benennen zu können. In musikalischen Ausbildungs- und Studiengängen leistet diese Aufgabe ein üblicherweise als „Gehörbildung“ bezeichnetes Fach – eigentlich eine unglückliche Bezeichnung, denn es geht dabei nicht um eine Schulung des Gehörorgans, sondern des reflektierenden musikalischen Denkens.

Gemessen an der seiner großen Bedeutung für die Professionalisierung eines Musikers führt das Fach Gehörbildung in vielen Fällen ein eher trostloses Dasein. Oft gilt es als eher ungeliebtes Pflichtfach, verschrien als schwierig, langweilig und praxisfremd. Dies hängt vor allem mit zwei Aspekten zusammen: dem theoretisch-methodischen Ansatz und der praktischen Durchführung der traditionellen Gehörbildung.

Die Gehörbildung geht in ihrer Methodik meist von musiktheoretischen Konzepten aus. So unterscheidet die Musiktheorie z.B. Dur- und Mollakkorde oder Tonika und Dominante, benennt bestimmte Akkordfolgen als Trugschluss und bestimmte Rhythmen als synkopisch. Ziel der Gehörbildung ist es, diese Systematik dem Lernenden so zu vermitteln, dass er die Strukturelemente der Theorie entsprechend unmittelbar hörend erfassen, analysieren und benennen kann. Es geht also letztlich um das Antrainieren eines vorgegebenen Strukturierungssystems. In der praktischen Durchführung läuft dies oft darauf hinaus, dass der Gehörbildungs-Lehrer am Klavier sitzt und die vorgegebenen Intervalle, Akkordtypen oder Rhythmen in einer Drill-and-Practice-Methodik durch oftmaliges Vorspielen, Nachsingen lassen, o.ä. den Lernenden nahe zu bringen versucht.

Dieser traditionelle Ansatz bringt vor allem zwei Probleme mit sich: Zum einen zeigt die Lernpsychologie, dass Lernprozesse immer dann besonders intensiv und erfolgreich verlaufen, wenn sie in der Ausein-

andersetzung mit dem zu lernenden Material selbstorganisierend stattfinden. Ausgangspunkt sind dabei immer die bereits vorhandenen kognitiven Strukturen, die im Lernprozess so modifiziert und erweitert werden, dass die neuen Inhalte optimal eingepasst und verknüpft werden können. Der Lernende entwickelt also sein individuell gewachsenes kognitives System in einer individuellen Form weiter. Erwartet man hingegen, wie in der traditionellen Gehörbildung, vom Lernenden die Übernahme eines fertig definierten Strukturierungssystems, so gestalten sich die Lernprozesse, wenn überhaupt, nur schwierig und wenig optimal.

Für zeitgenössische Musik gibt es bislang nur wenige theoretische Grundlagen.

Zum anderen setzt die traditionelle Methodik als Basis ein ausgearbeitetes musiktheoretisches System voraus. Ein solches existiert aber vor allem für die von der Dur-Moll-Tonalität beherrschte „klassische“ westliche Musik vom 17. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Hingegen gibt es für zahlreiche Stile, die nach anderen Regeln funktionieren – etwa die Avantgarde-Musik nach 1945, Jazz, Techno-Musik oder außereuropäische Musik – kaum einen konsistenten theoretischen Rahmen. Durch die fehlende theoretische Systematik und Terminologie ist eine solche Musik für die traditionelle Gehörbildung aber kaum methodisch greifbar und kommt daher nur in den seltensten Fällen vor. Die Folge ist eine sehr einseitige stilistische Ausrichtung des Faches mit zahlreichen blinden Flecken gerade in Bereichen aktueller Musikkulturen.

Das Computerprogramm „structura“, das zur Zeit in der Musikwissenschaft an der KU entwickelt wird, geht bei der Initiierung und Erforschung musikalischer Lernprozesse einen gänzlich anderen Weg: Der Nutzer des Programms sieht sich zunächst einer Sammlung musikalischer Beispiele gegenüber, deren Struktur und inneres Regelwerk er nicht kennt und über das er auch keine weiteren Informationen erhält. structura verzichtet hier auf jede theoretische Vorgabe. Die Bei-

spiele können vom Lehrer beliebig gewählt werden und etwa einzelne Intervalle oder Akkorde, aber auch z.B. Klangfarben oder ganze Musikpassagen umfassen. Die Aufgabe für den Nutzer besteht darin, sich diese Beispiele hörend zu erschließen, dieses Material nach beliebigen Kriterien zu gliedern, hierarchisch zu ordnen und mit Bezeichnungen zu versehen. Das Programm stellt dem Nutzer hierzu eine visuelle Spielweise zur Verfügung, auf der die Beispiele völlig frei angeordnet, gruppiert, benannt und hierarchisch verknüpft werden können.

Der Nutzer wird diesen Strukturierungsprozess aus den bei ihm bereits vorhandenen kognitiven Strukturen heraus gestalten. Das Ergebnis ist dann eine visuelle Strukturbeschreibung der Musikbeispiele, die gleichzeitig die individuellen kognitiven Strukturen des Lernenden repräsentiert. Optional können die frei entwickelten Strukturen dann in einem zweiten Schritt z.B. an die Kategorien und Terminologie der klassischen Musiktheorie angebunden werden. Die Vorteile dieses Ansatzes liegen auf der Hand: Der Strukturierungsprozess läuft frei und selbstgesteuert ab, so dass sich die neuen Inhalte optimal mit den vorhandenen Strukturen verknüpfen können. Damit ist der Strukturierungsprozess gleichzeitig auch ein optimierter Lernprozess.

Es ist zudem keinerlei theoretische Vorüberlegung zur Struktur der verwendeten Musik notwendig. Auch Musik, über deren inneres Regelwerk theoretisch nichts bekannt ist, kann auf diese Weise dem Hörer zur eigenständigen Strukturgenerierung zugänglich gemacht werden. Umgekehrt: Bittet man keinen Lernenden, sondern einen Experten in einem bestimmten Stil (z.B. einen Jazz-Improvisator) um die Strukturierung eines entsprechenden musikalischen Materials, so erfährt man Details zum musikalischen Denken und zur impliziten Theorie dieses Stils, die einer Beobachtung sonst nicht zugänglich wären. Da der ganze Prozess transparent am Computer abläuft, lässt er sich in allen Einzelheiten beobachten, protokollieren und nachvollziehen. Damit wird das Programm auch zum Forschungsinstrument für die Prozesse der musikalischen Kognition.

Humanität statt Sozialromantik

Mitleid für die Arbeiter wollte der Maler Giuseppe Pellizza nicht erregen, sondern gleichberechtigte Humanität und ein Recht auf Individualität einfordern. Warum fiel er mit seinem Hauptwerk bei den Zeitgenossen durch?

► Von Michael F. Zimmermann

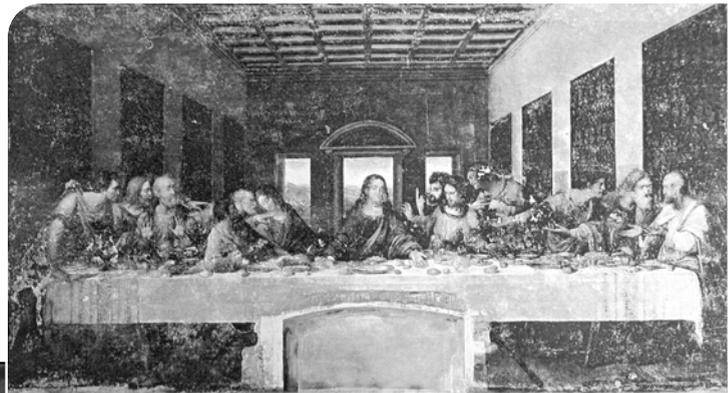
Der italienische Maler Giuseppe Pellizza entstammte einer Familie von Bauern des südlichen Piemont, die ihr kleines Pachtgut im Zuge von Landreformen hatten erwerben können. Seine Eltern, die er liebevoll porträtiert hat, taten alles, um ihm das Studium an der Mailänder Accademia di Brera und eine Karriere als Künstler zu ermöglichen. An seinem Hauptwerk *Der vierte Stand* arbeitete er zwölf Jahre lang. Diese Streikszenen hatte er auf der Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 zeigen wollen. Doch das in einer aufwändigen Technik divisionistischer Farbzerlegung gemalte Werk wurde nicht rechtzeitig fertig. So konnte er es erst 1902 in Turin auf einer alle vier Jahre stattfindenden Akademieausstellung, der Quadriennale präsentieren. *Der vierte Stand* sollte das Manifest seiner Arbeit als humanitär, auch politisch engagierter Maler werden. Doch das Gemälde konnte sich seinen Platz in der Kunstkritik nicht erobern. Pas-

quale de Luca beschrieb 1902 für *Natura ed Arte*, eine Zeitschrift, die sich an ein bürgerlich gebildetes Publikum wandte: „[...] all diese lebensgroßen Figuren [...] Um als reale Personen durchzugehen, fehlt es ihnen an Bewegung und Farbe, an Seele und Kraft, an Ernsthaftigkeit und Überzeugung; sollen es aber symbolische Figuren sein, sind dort zu viele Details, zu viel Rhetorik [...]!“ De Luca trifft den Ton auch anderer Kritiker. Viele sahen einen Widerspruch zwischen der rätselhaften Präsenz der Schreitenden und der artifiziellen

Verfremdung dieser Allegorie. Auf Befremden stieß auch die Technik, die eine fast hypnotische Suggestion mit einem Realismus vermittelt, der mit der Fotografie rivalisiert.

Schon 1902 fand das Gemälde zwar Eingang in politische Almanache, nicht aber in das Musée imaginaire der Kunstgeschichte. Pellizza war damit letztlich gescheitert. 1907 erhängte er sich in seinem Atelier, vor dem *vierten Stand* – wie einst Claude Lantier, jener Maler, den Emile Zola 1886 zur Hauptperson seines Romans „Das Werk“ erhoben hatte. Erst in den 1960er Jahren wurde das einst als Ausstellungsgemälde konzipierte Bild zur politischen Ikone. Als Bernardo Bertolucci es 1976 im Anspann seines Films *Novecento* zeigte, hatte das Motiv in bräunlichen, an alte Fotos erinnernden Reproduktionen bereits die Protestkultur erobert.

Der Maler Giuseppe Pellizza arbeitete zwölf Jahre lang an seinem Hauptwerk „Der vierte Stand“. Pellizza hat Leonardos Pathos aus dessen Werk „Das letzte Abendmahl“ so gekonnt und doch derart verborgen aufgenommen, dass seine Entlehnung bislang niemandem auffiel.



LEONARDO DA VINCI, DAS LETZTE ABENDMAHL, 1495-1498



GIUSEPPE PELLIZZA DA VOLPEDO, DER VIERTE STAND, 1901

Das Werk war Pellizzas Lebenskampf: Lange hat er um eine Komposition gerungen, in der Streik und Revolte nicht als romantisches Heranwogen, durchsetzt mit Anekdoten, vorgeführt werden. Zeichnungen und Kartons, Studien und gescheiterte Versionen säumen Pellizzas Auseinandersetzung mit den damals bekannten Klischees und Stereotypen vom Überlebenskampf der Arbeiter. Sein Weg zu dem fast 5,5 Meter breiten Gemälde war auch ein Weg zu politischer Überzeugung und Selbstbewusstsein. Hier zeigen wir nur den Anfang und das Ende, die erste Ideenskizze und das Resultat.

1890, mit 23 Jahren, fertigte Pellizza die erste Zeichnung zu der Komposition – eine Streikszene an einer Treppe, die auf einen Platz mündet (Abb. 1). Er notierte dazu: „Ein dicker Herr, der flieht – [...] der Anführer der Streikenden mahnt zur Ruhe – einer, der die Treppe herunter schreitet, hat Hunger und fleht um Hilfe. Ein Arbeiter ist beim Herabsteigen vor die Treppe gefallen, hinten wird von anderen die Fahne getragen darauf steht Brot – Brot – Die über die Schulter geworfene Jacke ist typisch für die Arbeiter, deren Gesichter unbeweglich sind. [...]“

Alle an dem Theater des Streiks Beteiligten sollen in theatralischen Hauptfiguren vorgeführt werden. Erst in *Der vierte Stand* ist jede einzelne Figur individualisiert, jede beruht auf großformatigen Vorzeichnungen. Maurer und Bauern standen Modell, und Pellizza führte über deren bescheidene Bezahlung Buch. Und doch zog er alle Register klassischer Bildrhetorik: Nur einen halben Schritt liegt der ältere Mann, dieser von der Sonne wie geblendete Seher mit starken, durchhärdeten Armen hinter dem Arbeiter in der Mitte zurück, wie ein Vater legitimiert der Alte den Jüngeren. Der trägt seine Jacke mit der gleichen Kraft wie Michelangelos David seine Schleuder.

Doch ohne die Gestalt der Frau im Vordergrund wäre *Der vierte Stand* nicht jene komplexe Allegorie der Klasse, der Menschheit und des Fortschritts, jene komplexe Synthese, durch die das Werk mindestens verspäteten Ruhm erlangen konnte. Wie das Flintenweib in der phrygischen Mütze in Delacroix' *Die Freiheit führt das Volk* (Paris, Louvre) ist die Frau-

engestalt zugleich eine reale Person – das Porträt der Teresa Pellizza geb. Bidone, die der Maler 1892 in deren sechzehnten Lebensjahr geheiratet hatte – und Allegorie. Mit der Rechten hält sie wie eine Madonna das Kind, mit der Linken weist sie nach unten. Pellizzas Freund, der Schriftsteller Giovanni Cena, unterstrich in einer im Oktober 1902 in der Intellektuellenzeitschrift *Nuova Antologia* erschienenen Kritik die Doppeldeutigkeit dieses Gestus, „man weiss nicht, ob der Bitte oder der Mahnung“. Weist Teresa auf das Elend, um die Männer zu ermutigen, oder sucht sie den Protestzug aus Angst vor der berittenen Polizei aufzuhalten?

Pellizza entlehnte den Gestus, den er seiner Frau gab, der Figur Christi aus Leonardos Mailänder Abendmahl. Diesem historischen Vorbild sind auch die rhetorische Gestik anderer Figuren und das Arrangement der Komposition in Dreiergruppen verpflichtet. Gestalt und Habitus des Beschwichtigers (der zweiten Figur rechts von der Frau mit Kind) nehmen von Leonardos Figur des segnenden Christus die Geste der Rechten und die freilich gespiegelte Kopfeigung auf. Die schreckhaft erhobenen Hände des Apostels Andreas in der linken Gruppe des Abendmahls tauchen, nach unten gespiegelt, bei dem Mittleren der Streikenden in der linken Reihe wieder auf. Leonardos Ausfaltung des Menschlichen in den einzelnen Gestalten hat Pellizza nachgestaltet. Pellizza, der wie Leonardo da Vinci seinen Namen um die Herkunftsbezeichnung da Volpedo ergänzte, redet wie die Arbeiterbewegung im laizistischen Italien in einer unterschwellig religiösen Rhetorik. Angeführt werden die Arbeiter vom Vater, vom Sohn, von einer interzedierenden Madonna, die zugleich als Ecclesia für das humanitäre Anliegen steht.

Pellizza hat Leonardos Pathos so gekonnt und doch derart verborgen aufgenommen, dass seine Entlehnung bislang niemandem auffiel. Warum aber hat er auf die religiöse Ikonographie zurückgegriffen? Diese Frage lässt sich letztlich erst beantworten, wird ein bislang vernachlässigter Kontext rekonstruiert. Bauern und Arbeiter waren nämlich zugleich auch Gegenstand der luxuriösen il-



Abb. 1: Giuseppe Pellizza da Volpedo, Streik-Szene, September 1890, Federzeichnung, 10,8 x 6,5 cm, Tortona, Privatbesitz

lustrierten Presse des gehobenen Bürgertums. Die 1874 gegründete *Illustrazione Italiana* konfrontierte ihre privilegierten Leser immer wieder mit Darstellungen des Aufruhrs – von ländlichen Revolten in Sizilien bis zu Streiks in Mailand. Die Illustrationen, alles andere als moderne Dokumentationen, sind dennoch wichtige Stationen auf dem Weg zur Bildberichterstattung. Sie sind von jener Neugier geprägt, in die sich Abscheu und Furcht vor der Gewalt mit Lust daran mischt. Urheber der Aktion ist ein ungebildeter Mob, den es durch Erziehung aus seiner archaischen Andersartigkeit zu befreien gilt. Immer wieder bewegt sich der Menschenstrom auf den Betrachter zu, der sich dadurch herausgefordert sieht wie jene Carabinieri, die ihm Einhalt zu gebieten haben.

Nehmen wir als Beispiel eine Illustration aus dem Jahre 1889. Die Arbeiter, an den Baustellen des modernen Rom beschäftigt, waren arbeitslos geworden, als der Umbau der Hauptstadt zum Erliegen kam. Sie trafen sich nahe der Engelsburg,

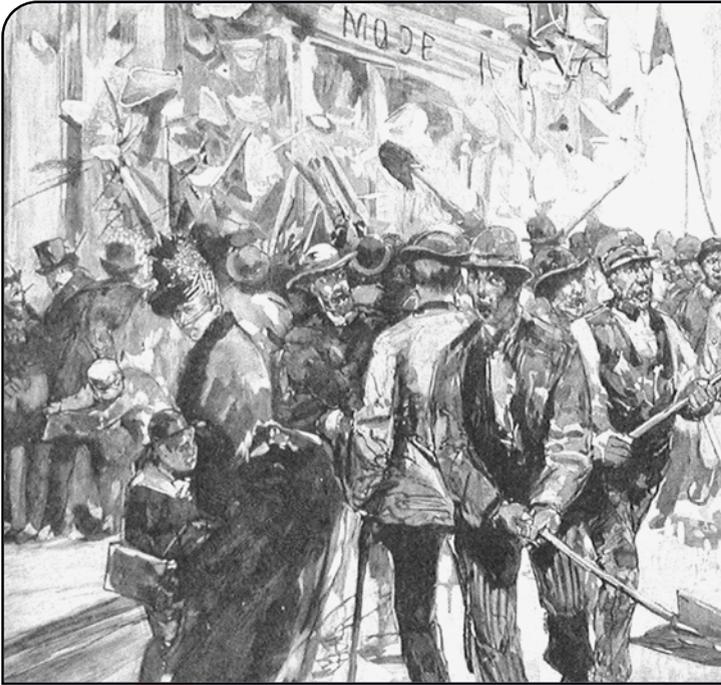


Abb. 2: Holzstich „I disordini a Roma del 8 febbraio“ (Die Unruhen in Rom vom 8. Februar) nach Zeichnungen von Dante Paolucci, in *Illustrazione Italiana* 16, Nr. 8, 24. Februar, 1889, pp. 128-129

zogen dann ins luxuriöse Zentrum, wo es viele „wichtige“ Läden gab: „All ihre Vitrinen und Kristallscheiben wurden zerstört“. Was die Arbeiter – hier, anders als die hübsche Passantin, gesichtslose Berserker – vor allem zerschlugen, wird lediglich durch das plakative Schild „Mode“ eines verwüsteten Ladens verdeutlicht (Abb. 2).

Die Mailänder Tumulte von April bis Mai 1898, die das Land in seine bisher schwerste Krise stürzten, führten zur vehementesten Konfrontation reaktionärer und liberaler Politik im liberalen Königreich bis 1915. Gegen einen Versuch autoritär-monarchischer Reaktion setzten sich die besonnenen Liberalen um Giovanni Giolitti im Laufe des Jahres 1901 allmählich durch. Streiks wurden zunächst nicht mehr unterdrückt, dann zugelassen, ja, der Staat beeinflusste bald planvoll die Vereinbarungen zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern. Im März 1901 kam es in sizilianischen Städten wieder einmal zu heftigen Straßenschlachten. Wieder stehen die Soldaten zwischen dem Betrachter und der drohenden Meute, wieder fliegen Steine, und zwar auf den Betrachter einer Zeichnung von Fortunino Matania zu. Unmittelbar vor diesem wendet sich einer der Soldaten,

von einem Stein ins Gesicht getroffen, zurück, während die anderen schon zum Sturm auf die Menge ansetzen. Ein Offizier, den Säbel gegen die eigenen Soldaten erhoben, stoppt den Angriff, und mahnt zur Zurückhaltung – heroisch, da entgegen dem natürlichen Selbstverteidigungsinstinkt! Matania konfrontiert die Leser wenig später in einer anderen Zeichnung mit im Ausstand von Bord gehenden Genueser Matrosen, die unter den Augen des Maates direkt auf den Betrachter zuschreiten – als selbstbewusste, normale Mitglieder der Gesellschaft (Abb. 3).

Pellizza hatte darum gekämpft, von seiner Klasse ein anderes Bild zu entwerfen als *Illustrazione Italiana* im Jahre 1889. Doch seine politische Ikone kam zu spät. Ein Jahr nach Matanias Titelblatt des Genueser Bordpersonals schien Pellizzas Manifestbild auf der Turiner Quadriennale nur noch zu heroisieren, was die Arbeiterbewegung in den Ansätzen schon erreicht hatte, was das Bürgertum zögernd zu gewähren begann.

Warum aber greift Pellizza auf Leonardo und damit auf den Motivschutz religiöser Malerei zurück? *Illustrazione Italiana* hat die Nation zwar an Bilder von selbstbewusst auf sie zuschreitende Arbeiter gewöhnt. Doch Pellizza ging es letztlich nicht darum, das Bild des Vierten Standes zu normalisieren; es ging ihm um dessen trotzige Würde. Den Weg der Benachteiligten von sozialromantischem Heranwogen zu gleichberechtigter Humanität, vom mitleidigen Stereotyp zum Recht auf Individualität führt er als eine ebenso politische wie vor allem auch ethische Sendung vor. Mag sein, dass ein derartiges Bild einem bürgerlichen Publikum erst erträglich war, als die Patina des Historischen die Arbeitskämpfe der Frühindustrialisierung veredelt hatte. Und gewiss hat Pellizza zu seinen Lebzeiten den Wettlauf mit der illustrierten Presse verloren. Doch wer wäre heute dazu berechtigt, seinen Lebenskampf um die Darstellung des vierten Standes als ein Scheitern zu erzählen? Erinnert uns sein Werk nicht vielmehr daran, wie notwendig, wie aktuell gerade in der postmodernen Welt der blinden Bilder der Kampf um das Recht auf ein Gesicht, auf ein Bild, auf das Im-Bilde-Sein ist?



Abb. 3: Holzstich „Lo sciopero del personale di bordo a Genova“ (Der Streik des Personals zur See in Genua) nach einer Zeichnung von Fortunino Matania, in *Illustrazione Italiana* 28, Nr. 17, 28. April, 1901, Titelblatt

+++ PERSONEN ++ GREMIEN ++ PREISE ++ PERSONEN +++

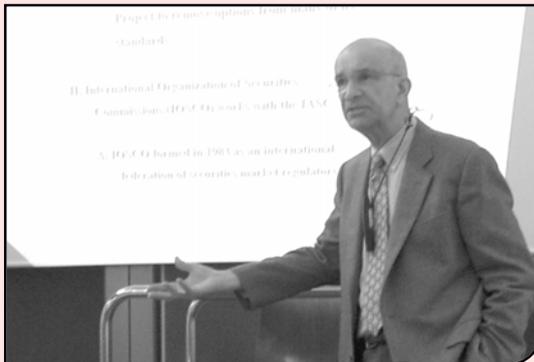
Prof. Dr. Rainer Greca, Professur für Soziologie III, ist von der medizinischen Fakultät der Universität Debrecen die höchste akademischen Auszeichnung „pro facultate“ verliehen worden „for outstanding exemplary work over the years in the organization, operation and further development of the Health College Faculty“.

Prof. Dr. Hans Hopfinger, Lehrstuhl für Kulturgeographie, hat einen Ruf an die Universität Trier zurückgegeben.

Dr. Georg Krieg, wiss. Assistent am Lehrstuhl für Allg. BWL, Produktionswirtschaft und Industriebetriebslehre, ist für seine Dissertation zu „Kanban-Controlled Manufacturing Systems“ mit dem Werner-Kern-Preis für Produktionswirtschaftliche Forschung ausgezeichnet worden. Der Preis ist mit 5.000 Euro dotiert.

Prof. Dr. Hanno Kube, Stiftungslehrstuhl für Öffentliches Recht und Europäisches Steuerrecht, hat einen Ruf an die Universität Mainz erhalten.

Prof. Dr. Heinrich Kuhn, Lehrstuhl für Allg. BWL, Produk-



Mit **Prof. Stephen A. Zeff** (Ph. D.) von der Jesse J. Jones Graduate School of Management an der Rice-University in Houston (TX, USA), Mitglied der „Accounting Hall of Fame“, war im Mai 2005 einer der renommiertesten Kollegen in Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Rechnungslegung zu Gast am Lehrstuhl für Controlling und Wirtschaftsprüfung (Prof. Dr. Thomas M. Fischer) der KU. Professor Zeff hielt im Rahmen der SBWL-Vorlesung „Internationale Rechnungslegung“, unter anderem vor den Studierenden des Diplom-Studiengangs „BWL-Wirtschaftsprüfung“, einen Vortrag zum Thema „The Evolution of the IASC into the IASB, and the Challenges it Faces“.

tionswirtschaft und Industriebetriebslehre, hat einen Ruf an die Universität Wien zurückgegeben.

Prof. Dr. Ernst Plaum, Professur für Psychologie IV, ist seit 30.4.2005 im Ruhestand.

Dr. Uwe Schleyen hat für seine am Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft I vorgelegte Dissertation zur französischen Literaturbewegung Oulipo mit einem Kulturpreis der E.ON

Konsequenzen der Zeitlichkeit sozialen Handelns“.

Prof. Dr. Jan Tonnemacher, Lehrstuhl für Journalistik II, ist seit 30.9.2005 im Ruhestand.

Auf ihrer Jahrestagung haben die Mitglieder der Deutschen Dante-Gesellschaft **Prof. Dr. Winfried Wehle**, Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft I, zu ihrem neuen Vorsitzenden gewählt. Die Gesellschaft ist die älteste aller internationalen Dante-Vereinigungen.

KU-Präsident **Prof. Dr. Ruprecht Wimmer** ist bei der Generalversammlung der „Fédération des Universités Catholiques Européennes“ (FUCE) zu deren Vizepräsident gewählt worden. In der FUCE sind die 43 katholischen Universitäten Europas vertreten; ihr Ziel ist unter anderem die Kooperation von katholischen Universität in der Forschung sowie der Aufbau eines Netzwerkes für Studierende.

Bayern AG erhalten. Der Preis ist mit 5.000 Euro dotiert) Ebenfalls ausgezeichnet wurde **Dr. Nina Baur**, wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie II, für Ihre an der Universität Bamberg vorgelegte Dissertation zum Thema „Verlaufsmusteranalyse. Methodologische

Die KU trauert

Prof. Dr. Michael Seybold, em. Professor für Dogmatik († 6.8.2005)
Prof. Dr. Aurel Cornea, em. Professor für Mathematik († 3.9.2005)
Prof. Dr. Erhard Hischer, em. Professor für Sozialpädagogik († 7.10.2005)

AUTOREN DIESER AUSGABE

Sonja Blum, Anglistikstudentin der Universität Münster

Dr. Gernot Brähler, wiss. Assistent am Lehrstuhl für Allg. BWL und betriebswirtschaftliche Steuerlehre

Dr. Hans Fischer, akad. Oberrat für Didaktik der Mathematik

Dr. Martin Groos, Leiter der Bereiche Internationalisierung und Bologna-Koordination

Prof. Dr. Bernd Halfar, Professor für Sozi-

alarbeit (Management in Sozialen Einrichtungen/Organisationsentwicklung)

Dr. Andreas Hartmann, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Alte Geschichte

Dr. Michael Köck, akademischer Oberrat für Didaktik der Arbeitslehre

Dr. Christian Lösel, wiss. Assistent am Lehrstuhl für Allg. BWL und betriebswirtschaftliche Steuerlehre

Prof. Dr. Christoph Louven, Professur für Musikwissenschaft

Prof. Dr. Harald Pechlaner, Stiftungslehrstuhl für Tourismus

Stefan Polt, Student des Europastudiengangs an der KU

Dr. Nicolai Scherle, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kulturgeographie

PD Dr. Sonja M. Steckbauer, Oberassistentin am Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft II

Prof. Dr. Michael F. Zimmermann, Lehrstuhl für Kunstgeschichte

Regierungserklärungen deutscher Kanzler im Vergleich

Die Redenschreiber von Angela Merkel haben jetzt viel zu tun. Nach ihrer Wahl zur Bundeskanzlerin wird die CDU-Chefin vor dem Deutschen Bundestag die wohl wichtigste Rede ihrer bisherigen politischen Karriere halten. Schon seit den Tagen Konrad Adenauers gehört die so genannte Große Regierungserklärung eines neuen Bundeskanzlers zu den aufsehenerregendsten Redeereignissen der Republik. Wer erinnert sich nicht an Willy Brandts Antrittsrede von 1969, mit der der erste sozialdemokratische Bundeskanzler „mehr Demokratie wagen“ wollte? Helmut Kohl versprach 1982 eine „geistig-moralische Wende“, Gerhard Schröder 1998 die Reduzierung der Arbeitslosigkeit. Rechtzeitig zum Amtsantritt Angela Merkels stellt der Politikwissenschaftler Klaus Stüwe sein neuestes Buch „Die Rede des Kanzlers. Regierungserklärungen von Adenauer bis Schröder“ vor. Erstmals werden darin die Großen Regierungserklärungen der deutschen Bundeskanzler systematisch untersucht. Schwerpunkte

sind die verfassungsrechtlichen Grundlagen, der Entstehungsprozess, Funktionen, Ablauf und Inhalte der Reden seit 1949. Zahlreiche Analysen und Interviews bilden die Basis der Studie: Bestand beispielsweise ein Satz der ersten Regierungserklärung Adenauers noch durchschnittlich aus 23 Wörtern, waren es 50 Jahre später in der Antrittsrede Schröders nur noch 16. Diese Entwicklung ist hauptsächlich dem Fernsehen zu verdanken. Regierungserklärungen werden heute den Bedürfnissen des Massenpublikums angepasst. Dies ist nicht zuletzt auf den Einfluss professioneller Redenschreiber zurückzuführen. Privatdozent Dr. Klaus Stüwe vertritt an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt das Fach Politische Systemlehre und befasst sich seit Jahren mit politischer Kommunikation.

Stüwe, Klaus: Die Rede des Kanzlers. Regierungserklärungen von Adenauer bis Schröder. Wiesbaden 2005 (Verlag für Sozialwissenschaften), 44,90 Euro.

Studienführer Journalismus

In der bereits dritten Auflage gibt der „Studienführer Journalismus, Medien, Kommunikation“ einen aktuellen Überblick über Lehrangebote, Schwerpunkte, Zulassungsvoraussetzungen, Studienordnungen und Prüfungsanforderungen in den Fächern Publizistik-, Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie Journalistik an 70 Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Über 140 weitere Einrichtungen der Aus- und Fortbildung für Medienberufe werden in Kurzportraits vorgestellt. Die klare Gliederung des Studienführers und seine systematische Darstellung erleichtern den Vergleich der Studienangebote und ermöglichen eine rasche Orientierung in der Ausbildungslandschaft.

Hömburg, Walter/Hackel-de Latour, Renate (Hrsg.): Studienführer Journalismus, Medien, Kommunikation. 3., völlig überarbeitete Auflage. Konstanz 2005 (UVK Verlagsgesellschaft), 19,90 Euro.

Europas Außenbeziehungen

„Das Macht- und Beziehungsgefüge Der internationalen Beziehungen wird sich in den kommenden Jahren zugunsten der heutigen Entwicklungs- und Schwellenländer verändern. Europa muss sich angesichts dieser Entwicklung auf einen relativen ökonomischen und weltpolitischen Bedeutungsverlust einstellen“, schreibt Prof. Dr. Stefan Brüne (Deutsches Übersee-Institut, Hamburg), der an den Universitäten Osnabrück und Hamburg lehrt; im Wintersemester 03/04 war Brüne Inhaber der Otto-von-Freising-Gastprofessur an der KU, die vom Erzbischof von München und Freising – Friedrich Kardinal Wetter – 1987 gestiftet wurde, um die Erinnerung an den Freisinger Bischof und Geschichtsschreiber (1138-1158) wach zu halten.

Brüne, Stefan: Europas Außenbeziehungen und die Zukunft der Entwicklungspolitik (Otto von Freising-Vorlesungen) Wiesbaden 2005 (VS Verlag für Sozialwissenschaften), 12,90 Euro.

Entertainment mit fünf Stimmbändern

„A cappella“ bedeutet laut Duden „Musik ohne Begleitung von Instrumenten“. Wer jedoch die fünf Sängern und Sänger des A-Cappella-Ensembles „Vox Orange“ hört, wird keine Instrumente vermissen. Allein mit ihren Stimmen interpretieren sie virtuos und witzig Stücke von Chopin über Mozart bis hin zu Popgrößen wie Stevie Wonder. Ein Mitglied von Vox Orange ist Jörg Edlmann, der an der KU als Akademischer Rat an der Professur für Musikpädagogik und Musikdidaktik tätig ist und außerdem die Uni-Big Band leitet. Auf der neuen CD „Club Orange“ präsentiert das Ensemble ein breites Repertoire von Klassik über Folklore bis Pop und Jazz sowie bekannte Stücke in neuem Gewand: Der Klassiker „What a wonderful world“ von Louis Armstrong kommt zum Beispiel als Reggae daher.

Vox Orange: „Club Orange“, 17 Titel, 50 Minuten Spielzeit. 14,90 Euro. Zu beziehen über www.voxorange.de

Auf dem Weg nach Santiago

Der Apostel Jakobus der Ältere hatte Teile der Iberischen Halbinsel missioniert und erlitt nach seiner Rückkehr nach Jerusalem im Jahr 44 den Märtyrertod. Die Legende erzählt, dass sein Leichnam nach Galizien überführt worden sei, wo er einst gepredigt hatte und in Compostela seine Ruhe fand. Viele Jakobswege führen Pilger heute nach Santiago de Compostela. Raimund Joos, der an der KU Pädagogik, Spanisch und Theologie studiert hat, ist seit seiner Jugend auf verschiedenen Jakobswegen in Frankreich, Spanien und Deutschland unterwegs und arbeitete 2004 ehrenamtlich als Herbergsvater in Salamanca. Im Sommer dieses Jahres brachte er den vorliegenden Führer auf den neuesten Stand und war dafür auf der Via de la Plata und dem Mozarabischen Jakobsweg unterwegs.

Joos, Raimund/Kasper, Michael: Spanien: Jakobsweg - Via de la Plata, Mozarabischer Jakobsweg, 2. Auflage. Welter 2005 (Conrad Stein Verlag), 14,90 Euro.

Anzeige

Anzeige